

Aus der Handlungsweise und aus den Aeußerungen des H. Bonifazius gegen die zwei Priester Adalbert und Clemens, welche sich seinen Reformen des germanisch = bairischen Kirchenwesens nach römischer Tradition und Vorschrift so sehr widersetzten, erhellt, daß damals der Glaube an den Antichrist unter den bairisch = norischen Völkern allgemein verbreitet gewesen sey und daß die Mähre von einem vom Himmel herabgefallenen Briefe (welche auch heut zu Tage noch vielfältig wiederholt und geglaubt wird) viele Anhänger gefunden habe ¹⁾.

Uebrigens hat K. Karl der Große über die Hauptlehren der Vernunft = und Christus = Moral, welche im geistlichen Unterrichte allen Christengemeinden im ganzen Reiche stets und ernstlich geprediget werden sollten, an alle Bischöfe seines großen Reiches beherzenswerthe Weisungen und Capitularien erlassen ²⁾.

Die wissenschaftliche Bildung in der Steiermark bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts.

Den Stand der höheren geistigen, der wissenschaftlichen Bildung in dieser ältesten Epoche in der Steiermark umfassend und klar darzustellen, ist eine nicht durchzuführende Aufgabe. Vorerst, wenn man auch den Unterschied zwischen edlerer Sitte und Mangel an besserer Geistes = und Gemüthbildung gar wohl fühlte ³⁾, gab es durch Jahrhunderte vielfach gar keine, überhaupt nur wenige und sehr unvollkommene Anstalten für bessere Geistesbildung im ganzen Lande; weiters mangeln über das, was hieher einschlagende Beziehung hat, bis auf wenige Winke und wörtliche Angaben, gänzlich alle umständlicher sprechenden Quellen. Was indessen hierher Bezügliches auch auf das wissenschaftliche Leben in der Steiermark einigermaßen, oder unmittelbare Anwendung hat, wollen wir in Folgendem darzustellen versuchen.

Aus der römischen Epoche hatte sich die lateinische Buchstabenchrift im ganzen Lande auch noch in das Mittelalter herab erhalten, immer mehr ausgebreitet und befestigt, selbst unter den

1) S. S. Concil. VIII. 178 — 179. 237.

2) Pertz. III. 64 — 66. 102.

3) Ulrich von Liechtenstein p. 509.

Slovenen zwischen der Mur und Save ¹⁾; welche sich jedoch seit der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts des von Cyrillus und Methodius eingeführten und unter den Slovenen ober- und unterhalb der Donau verbreiteten besonderen Alphabets bedienten ²⁾. Wie lange die lateinischen Schriftcharacteren angewendet und wann die eigentlichen deutschen Alphabetbuchstaben bei Abfassung von Urkunden und andern Schriften auch in der Steiermark zuerst gebraucht worden sind, kann nicht mehr genau ausgemittelt werden. Ulrich von Liechtenstein, Herrand von Wildon, aus der Mitte, Ottokar von Horneck aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts haben schon in ihrer deutschen Muttersprache mit großer Gewandtheit geschrieben. Ebenso haben wir aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts deutsch abgefaßte Originalurkunden, in welchen das lateinische Alphabet mit der deutschen Buchstabenschrift abwechselnd erscheint ³⁾. Uebrigens aber finden wir alle öffentlichen Urkunden von mittelbarer und unmittelbarer Beziehung auf die Steiermark, das bajoarische Gesetz, alle Synodalbeschlüsse, alle Reichscapitularien, alle Schenkungs- und Bestätigungsbriefe der Ottokare und der babenbergischen Landesregenten, aller deutschen Kaiser, aller Erzbischöfe von Salzburg und Patriarchen von Aquileja, alle Saalbücher und die ältesten Urbarien durchaus bis zum Ende des dreizehnten Jahrhunderts in lateinischer Sprache abgefaßt; und man ist berechtigt, den Zustand einer Bevölkerung zu bedauern, in deren Mitte durch Jahrhunderte sogar die Gesetzbücher des Landes in einer fremden und todten Sprache abgefaßt waren. Dennoch finden wir die Kenntniß der lateinischen Sprache selbst unter den Gebildeten eben nicht sehr verbreitet, und noch viel weniger in den Stand der freien Landesbewohner gedrungen. So verstand der Landesverweser und oberste Landrichter in Steier, Herbord von Füllenstein, die lateinische Urkundensprache nicht und er mußte sich bei der Streitsache des Stifts Admont wegen dessen Rechte auf die Zehnten aller Neubrüche, in der Gerichtsversammlung zu Grätz J. 1265, die vom Stifte zum Beweise seines Rechtes vorgelegten Urkunden durch Meister Johann, Doctor

¹⁾ *Suavia*, Anhang. p. 13. In der Geschichte des Slovenen-Dynasten Inguo heißt es: „Cui tam obediens fuit omnis populus, ut si cuique vel carta sine literis ab illo directa fuit, nullus ausus est suum praeceptum negligere.“

²⁾ *Suavia*. p. 17.

³⁾ Urkunden in den Archiven von Admont, St. Lambrecht, Rein.

der Heilkunde und durch zwei Minoriten-Mönche, den Guardian Absolon und den Bruder Lektor Marquard, vorlesen, aus dem Latein ins Deutsche übersetzen lassen und dann erst das Urtheil fällen ¹⁾.

Im steirischen Lande zwischen der Mur und Save ist die deutsche Sprache schon seit der Mitte des siebenten Jahrhunderts nach und nach völlig verdrängt worden, so daß nur mehr in der Landestopographie derselben Gegenden die Spuren der ehemaligen celtisch-germanischen Bewohnerschaft vorkommen.

Die Beschaffenheit der deutschen Sprache im übrigen Lande, ihre Reinheit, Biegsamkeit, Fülle und ihren Wohlklang kann man aus den Gedichten Ulrichs von Liechtenstein, Herrands von Wildon, aus der Reimchronik Ottofars von Horneck, und theilweise auch aus dem in der Gaumentopographie angeführten Namenverzeichnisse ersehen. Als Sprachbelege des dreizehnten Jahrhunderts geben wir aus den Gedichten Ulrichs von Liechtenstein Folgendes.

Ein tanzwîse, diu drizehende.

O wê des, ich han verlorn
 Vaz von mir ist unverkorn
 immer mê.
 Freude und mîne besten tage
 die sint hin mit senender klage.
 Ach owê,
 sol mîn leben
 klagenden Sorgen sîn gegeben.
 sölhiu nôt
 ist der tôt.

Dâr mîn dienest was bereit
 mit vil reiner staetikeit
 mîne tage
 dâ ist leider lônnes niht,
 noch ist lônnes zuoversiht.
 wê der klage
 und owê.
 het ich doch noch wân als ê,
 sô möht ich
 freuwen mich.

Dôs ir güete an mir begie,
 daz si mich ir dienen lie

¹⁾ Admonter = Urkunde.

mîne zît
 dô muost ich von schulden jehen
 daz mir waere wol geschehen
 âne strît.
 nu ist sô kranc
 ir lôn und ir habedanc,
 daz es mir
 schadet unt ir.

Mich müet daz ich mîniu jâr
 hân vertumbet alsô gar
 durch ein wîp
 diu mir nimmer einen tac
 volleclich vergelten mac,
 sît ir lîp
 und ir muot
 ist nu niht as ê sô guot,
 dô si mich
 brâht an sich.

Si was endelichen guot,
 bî der schoene wol gemuot,
 dô ich mir
 nam ze trôst ir werden lîp.
 dem dient ich für elliu wîp
 mit der gir,
 des ir nam
 was gehoehet âne scham.
 nu ist ir danc
 al ze kranc.
 Dêst mîn klage
 alle tage.

Wie Ulrich von Liechtenstein als Königin Venus von Friesach her durch die obere Steiermark und über den Semmering nach Desterreich ritt und turnierte.

S. 1227.
 7. Mai. Freitag

Ze Schiuflich ich di naht beleip.
 sâ dô di naht der tac vertreip,
 ich wâpent ritterliche mich:
 als tâten ouch di ritter sich,
 di tjostirens wolden pflegen.
 di heten sich ouch des bewegen,
 daz mans gezimirt schône vant.
 dô zogt wir ûf daz velt zehant.

Wol mich daz ich si nennen sol.
 der dâ gezimirt gegen mir wol
 kom, reht als ein biderbe man
 der tjost und ritterschaft wol kan,
 von Schiuflich her Ilsunc er hiez,
 des herze nie niht des geliez

dâ von ein ritter wirdet wert.
er was der hôhes prises gert.

Fünf hundert schellen oder mër
fuort an im der muotes hër.
sîn ors vil kleiner sprunge spranc:
sîn zimir dâ sô lûte erclanc,
daz man dâ bî gehôrte niht.
silbervel und goltvel lieht
zendâl rôt, grûen als ein gras,
dâ sunderbâr gehouen was.

Gezimirt was der lantman mîn
daz nie kein ritter umb den Rîn
gezimirt wart für wâr nie bâz:
von rehter wârheit sprich ich daz.
er fuort ein sper in sîner hant,
daz man vil wol gekleidet vant;
dar an vil kleiner schellen hie
gestreut vil schône dort unt hie.

Sîn lip was in die tjost gestalt:
er moht wol heizen Swendc'n walt
sîn orsse er nam vast mit den sporn.
ein schoene tjost wart dâ niht vlorn:
er stach mir abe dem arme mîn
den schilt, daz all die riemen sîn
brâsten. als ein donerslac
diu tjost erhal: der schilt gelac.

Mîn sper uf sîner ahsel brast,
als der ein durren grôzen ast
ab einem poume zerret nider.
ich gehôrt dâ vor noch niender sider
von tjoste nie sô grôzen krâch
als von der tjost alda geschach.
sîn schellen harte wite stuben:
di schilde von der tjost sich klubên.

Sâ dô diu schoene tjost geschach,
mit vier rittern ich balde stach,
und gap dâ hin fünf vingerlîn.
si sprâchen „disiu künegin
„vert dês wâr ein schoene vart.
„got hat si wol unz her bewart:
„got der mûeze ir fürbaz pflegen
„durch sine gûet ûf al ir wegen.”

Gegen Judenburc ich dô
zogt in hôhem muot alsô.
ich wunschte daz daz solde sîn,
daz diu vil werde vrowe mîn

erkande gegen ir mînen muot.
 ich dâht alsô, 'si ist sô guot.
 erkande si den willen mîn,
 si müest mir genaedic sîn.'

Ze Judenburc enpfie man mich
 vil vliziclich: des danct ouch ich,
 mit zühten willeclîchen sâ.
 ich wart vil wol enpfangen dâ.
 die naht het ich dâ guot gemach.
 sâ dô der ander tâc ûf brach,
 zehant ich wâpen mich began:
 ich wold niht langer dâ bestân.

Am 8. Mai
 Sonnabend.

Gezimirt ûf daz velt fuor ich.
 dô heten ouch vil schône sich
 gezimirt da niun ritter guot:
 die waren ritterlîch gemuot
 ûf den ich niun sper dâ verstach:
 gar sunder vaelen daz geschach.
 mîn ir dâ vervaelten dri:
 di wâren dâ von vreuden vri.

Sehs vingerlîn sach man mich geben
 dâ hin und al zehant mich heben
 gegen Knütelvele: ich fuor
 ze tal mit vreuden bî der Muor.
 des andern tages daz geschach
 daz ich dâ wol zwei sper verstach
 und gab zwei vingerlîn dâ hin.
 ûf hôhen lôn stuont al mîn sîn.

Am 9. Mai
 Sonntag.

Ze Leuben reit ich al zehant,
 dâ ich wol zweinzic ritter vant,
 die wol gemuoten mîn dâ piten.
 dô ich kom zuo in dar geriten
 ich wart von in enpfangen sâ
 dêswâr vil minneclîchen dâ.
 gein mir ir ritterlîch antpfanc
 dâ dient für wâr wol mînen danc.

In mîn herberge reit ich duo:
 dâ was ich biz des morgens fruo.
 des morgens, dô diu sunne ûf gie,
 in den gazzen dort unt hie
 hört ich holerfloyten dôn.
 ich sach die ritter zogen schôn
 ûf daz velt gezimirt gar:
 ir wapenkleit was licht gevar.

Dô ich si für mich zogen sach,
 mîn munt ez hôhem muote sprach

„die ritter zogen ritterlich:
 si mügen vil wol sîn muotes rîch!“
 zehant ich wâpen mich began
 in wapenkleit, wîz als ein swan:
 ûf daz velt was al mîn ger
 man fuort mit mir dâ zehen sper

Dô ich bin ûf daz velt bequam
 in mîn hant ein sper ich nam.
 dô kom gein mir mîn her Dietmâr
 von Stir gerüeret vaste dar.
 diu ors wir vast zesamen triben.
 ich sage iu wie diu sper belieben:
 ze kleinen stucken ûf daz gras
 ietwederz dâ gevallen was.

Am 10. Mai
 Montag.

Dô kom gein mir mîn her Sîfrit
 von Torsiul. der het frumiu lit,
 dar zuo vil manlichs herzen rât:
 sîn lîp begie nie missetât.
 er was vil ritterlich gemuot:
 des wart sîn tjost dâ gegen mir guot.
 von unser beider speres krach
 man sprîzel höhe vliegen sach.

Ich wilz iuch kurzlich wizen lân
 driuzehen sper ûf mir vertân
 wurden dâ dês wâr vil wol.
 sît ich di wârheit sprechen sol,
 drîer tjost vervaelt ich dâ.
 driuzehen vingerlin ich sâ
 gap den der sper man dâ sach
 bresten. sâ dô daz geschach.

Von Liuben zogen ich dô zetal
 hin dâ diu Murtz hât ir val
 in di Muore kreftlich.
 daz ist ein wazzer vische rîch:
 bi dem reit ich ze berge dô
 undr eine burc, diu lit vil hô.
 diu ist Kapfenberc genant,
 in Stîrelande wol bekant.

Dar ûffe gesezzen was ein wirt,
 der was des willen unverirt,
 swâ mit ein ritter immer sol
 erwerben lop, daz kund er wol.
 er was milte, hôchgemuot
 vor allen schanden gar behuot,
 er was küene, wol gezogen:
 ich han iu von im niht gelogen.

Er schuof nâch êren al sîn dinc.
 er hiez von Stubenberc Wülfinc.
 er was liute und guotes rîch,
 er lebte deswâr lobelîch.
 dô dem vil êre gernden man
 mîn kunft aldar wart kunt getân,
 er sprach 'diu edel künegin
 sol mir willekomen sîn.'

Der hochgemuote der hiez sâ
 den mînen boten künden dâ
 daz si ir koufen liezen sîn:
 er sprach 'diu edel künegin
 sol ez nemen von mir hie.'
 dô man si dâ niht kuofen lie,
 die boten mîn die wolden dan:
 der biderbe bat si dâ bestân.

Er sprach 'sît iwer vrowe guot
 ist ûf ir vart alsô gemuot
 daz si umb sus niht nemen wil,
 so koufet lûtzel oder vil:
 daz ist durch zuht der wille mîn.
 si solde ab hie hî mir wol sîn:
 ich gaebz ir gerne, daz sult ir
 für war wol gelouben mir.'

Mîn schaffer sprach 'des lone in got.
 herre, ich sage iu âne spot,
 ir muot sô rehte hôhe stât,
 daz si mir daz verboten hât
 vil vlîziclichen an daz leben,
 swer ir umb sust iht welle geben,
 daz ich des enpfâhe niht.
 mîn munt für wârheit iu des giht.'

Der hochgemuot hiez an der stunt
 daz tuon mînem wirte kunt.
 als rehte liep im waer daz leben
 daz er den kouf mir solde geben
 sô, swaz waer drier marke wert,
 daz er dar umbe niht engert
 wan einen pfennic und niht mêr
 daz schouf der biderbe muotes hêr.

Dô mînem schaffer wart bekant
 der kouf alsô, er reit zehant
 von danne was im harte gâch.
 der biderbe sant im aber nâch,
 und sprach 'sag an, wâ wil du hin?'
 'von hinnen, herre, stât mîn sîn.
 der kouf ist hie mir alze guot.'
 des smielt der biderbe hochgemuot:

Und sprach alsô, 'ich sihe daz wol,
 durch zuht ich muoz unde sol
 iu hie gar iwern willen lân:
 oder ir enwelt niht hie bestân.
 nu schaffet swaz ir welt alhie.'
 dâ mit er reit dâ er enpfie
 mich dês wâr vil ritterlîch.
 sîn antfanc der war zûhte rîch.

Dâ mich empfie der muotes hêr,
 wol drizic ritter oder mêr
 ûf orssen mit im gegen mir riten,
 gekleidet wol nach ritters siten.
 ir sult für war gelouben dâz,
 ich wart ê nie empfangen bâz,
 dan mich der tugentrîche empfie.
 sâ dô der schoene gruoze ergie,

In mîn herberge ich dô reit,
 gar sunder wâpen wol gekleit,
 dâ ich di naht gemaches pflac.
 sâ dô mir kom der ander tac
 ich wart gezimirt aber wol.
 ez was vil hôhes muotes vol
 daz minnen gernde herze mîn:
 daz wart dâ volleclichen schîn.

Am 11. Mai
 Dienstag.

In mîner herberge ich zehant
 den helm ze houbet vaste bant:
 ze velde reit ich ritterlîch.
 dâ hielt gezimirt koste rîch
 der von Stubenberg alsô
 daz ich sîn was ze sehen vrô.
 sîn kostlichez wâpenkleit
 mit licht da gegen der Sunne streit.

Der hochgemuote biderbe man
 gezimirt kom mich alsus an,
 als er fûer ûz dem paradîs.
 er hete vil ofte hôhen prîs
 mit sîner ritterschaft bejaget.
 der hôchgemuote unverzaget
 di tjost miu dâ sô nâhen reit,
 daz der hurt sich kûme vermeit.

Von unser beider speres ort
 wart lôch durch schilt mit tjost gêbort,
 sô daz diu tjoste lût erhal
 und daz diu drumzûn zetal
 vielen und der schilde ein teil.
 ûf beiden armen wart dâ meil.
 diu tjost wart ritterlîch geriten
 und etelich harnaschrinc versniten.

Alle die di tjost gesehen
 dâ heten, di hôt man des jehen,
 si waere geriten ritterlîch.
 von Stubenberc der muotes rîch
 bant dô abe den helm sîn
 und iesch an mich ein vingerlîn.
 daz gab ich im mit willen sâ
 wan erz gedient wol hete dâ.

Dâr nâch von spern wart dâ krâch,
 der ich zwelfiu dâ verstach.
 nâch mînem willen ez dâ gie,
 wân ich tjost gevaelt dâ nie.
 die hôchgemuoten dâ ûf mir
 zwelf sper verstachen, daz dâ ir
 deheiner nie gevalte mîn.
 dô gab ich in zwelf vingerlîn.

Mit urloub reit ich dô von dan
 gein Kinnenberc. dâ saz ein man,
 des lîp het hôher tugende vil,
 den biderben ich iu nennen wil.
 von Buochowe Otte was er genant.
 von zuht von manheit wîte bekant
 was der hochgemuote degen:
 sîn lîp kund hôher tugende pflegen.

Er was mit zühten vil gemeit.
 sîn bote ein mîle gegen mir reit:
 er sprach 'vil edeliu künegin,
 iuch heizet willkomen sîn
 in ditz lant ein windisch wîp.
 diu wil mit ritterscheft ir lîp
 gein iu versouchen ûf dem plân,
 ob ir ez welt für dienst hân.

Mîn munt von warheit iu des giht,
 in disem tal ist ritter niht
 gesezzen di der tjoste pflegen:
 dâ von sô hât si sich bewegen
 gein iu ze komen mit den spern.
 ir sult si, vrowe, tjostirens wern:
 durch iwer hôhe werdikeit
 sol ez ir sîn vil unverseit!

Ich smielt und hiez dem boten sagen,
 swâ ich noch ie bi mînen tagen
 getjostirt hete wider diu wîp,
 dâ waer gar harnaschblôz mîn lîp

gegen ir aller tjost gewesen,
 'und bin doch vor in wol genesen.
 ir tjost tuot herzenlichen wol:
 gein in sich niemen wâpen sol.'

De bote sprach 'vrowe, iwer lîp
 hât sich gekleidet als ein wîp,
 und habt doch drunter harnasch an:
 alsô bestât ir manegen man.
 dà von sô vil diu vrowe mîn
 gein iu niht sonder harnasch sîn:
 si wil mit harnasch iuch bêstân
 vil ritterlîch als einen man.'

Ich sprach 'her bote, iu sî gesaget,
 ich bin vor allen mannen maget,
 und bin den wîben bî gelegen:
 mit den kan ich wol freuden pflegen.
 ist iwer vrowe für wâr ein wîp,
 dî sol gar harnaschloz mîn lîp
 vil wûneclîche alhie bestân:
 ir hulde ich wol verdienen kan.'

Dô sprach der bote al zehant
 'iu sol mîn vrowe sô sîn bekant:
 ez ist ein ritter vil gemeit
 und hât sich als ein wîp gekleit.
 ez ist ein minne gernder man
 und fûeret wîbes kleider an.
 er hât durch minneclîchiu wîp
 gewâget ofte sînen lîp.'

Ich sprach 'sît daz iur vrowe ein man
 ist und daz er mich bestân
 wil hie durch sîne werdikeit
 und wîbes kleit hât an geleit,
 des bin ich inneclîchen vrô.
 daz saget im reht von mir alsô.
 er wirt hie tjost von mir gewert,
 sît er ir alsô schône gert.'

Dâ mit der bote dô von mir reit
 hin dà er sînem herren seit,
 daz ich mit tjost in wolde bestân.
 do wâpent sich der biderbe man
 in harnasch, daz gap lichten schîn.
 sîn helm kund liehter niht gesîn:
 dar ûf sô was ein wîter rinc
 gemachet. hoeret fremdiu dinc.

'Für wâr ich iu daz sagen wil,
 in sînem helm ôrringe vil
 was gemachet meisterlich:
 die ôrring waren koste rîch
 und hiengen verre hin zetal.
 er fuort zwen zöpf, die wâren val,
 grôz und volleclichen lanc:
 ir lenge für den satel swanc.

Ez hete der hôchgemuote man,
 seht, eine gôdehsen an.
 daz ist ein windisch wîbes kleit;
 daz hete der biderbe an geleit.
 sîn schilt was kösteliche plâ;
 schapel dar ûf hie unde dâ
 wâren wünneclîch gestreut.
 der tjost er sich gein mir dâ vreut.

Sîn ors daz was verdeckt wol
 mit plâbem zendal. schapel vol
 was gestreut die decke gar.
 diu schapel wâren lieht gevar
 von al den pluomen die uns gît
 des wünnen pernden meien zît.
 er fuort ein sper ze mâzen grôz,
 von ploumen rûch und niender blôz.

Sus kom der biderbe gegen mir her.
 dô hét ouch ich ein grôzez sper
 in mîne hant aldâ genomen.
 man sach uns gegen ein ander komen
 ûf zwein snellen örssen sô,
 dâ von die drumzûn flugen hô.
 diu tjost dâ durch die schilde brach,
 daz manz ûf beiden armen sach.

Diu tjost dâ schôn ein ende nam.
 al zehant dô gegen mir quam
 ein ritter, der was wol bekant:
 Ottacker Traeg was er genant.
 der ritterlîch gemuote man
 dâ mit einem sper mich an
 rant: daz was unmâzen grôz;
 des er vil kleine aldâ genoz,

Wan ich im nâch dem willen mîn
 daz sper dâ durch den helm sîn
 ob den venstern verre stach.
 den helm man mich dâ fûeren sach

an dem sper wol ackers breit.
iu sî für wâr von mir geseit
daz dâ beliben ganz beidiu sper.
ein ander tjost was  l m n ger.

D  het ouch im d  an der stunt
der helm bestroufet nasen unt munt,
d z er niht moht gestechen m r.
d  kom ge n mir ger eret her
von R chenvels der wol bekant,
her S bot s  was er genant.
des tjost was d sw r gegen mir guot:
er was ein ritter hochgemuot.

Des biderben tjost und ouch diu m n
die kund d  schoener niht ges n.
d  vand ich d  tjost niht m r.
von P echenpach der degen h r
vordert an mir d  s n golt
(daz het er ritterlich geholt):
als tet her S bot ouch daz s n.
des gab ich in zwei vingerl n.

Des Traegen ungef egez sper
wart mir d  ganz n ch m ner ger:
d z legt man  f den wagen m n.
ich gab im d  niht vingerl n,
wan er gevaelet het m n d .
dar n ch sach man mich zogen s 
mit freuden an dem selben tage
in h hem muot hinz Murzuslage.

D  het ich d  die naht gemacht
s  d  der ander tac  f brach,
und daz vil lieht erschein s n blic
d  zagt ich  ber den Semernic.

Um 12. Mai
Mittwoch.

p. 208 — 221.

Daz ist ein  zreise.

Wil iemen n ch  ren die z t wol vertr ben,
ze saelden sich k ren, b  freuden bel ben,
der diene ze fl ze mit triwen vil sch ne
n ch der minne l ne.
der ist s eze, reine,
vil guot, und aleine,
den guoten gemeine.

Swer volget dem schilde, der sol ez enblanden
 dem libe, dem guote, dem herzen, den handen.
 des lônnet vil hôhe mit hôhem gewinne
 diu vil werde minne.
 diu gît freud und êre,
 wol ir sûezen lère!
 si kan trôsten sêre.

Der schilt wil mit zûhten vil baltlichez ellen;
 er hazzet, er schiuhet, schand und ir gesellen,
 got niht enwelle daz man bî im vinde
 sô swachlich gesinde.
 er wil daz die sînen
 ûf êre sich pînen,
 in tugnden erschînen.

Erge und unfuoge und unfuore diu wilde
 gezimt niht dem helme und touc niht dem schilde.
 der schilt ist ein dach daz niht schande kan decken.
 sîn blic taet enblecken
 an êren die weichen
 von vorhten erbleichen:
 diu varwe ist ir zeichen.

Hôchgmuote frouwen, ir sûlt wol gedenken.
 getriwen gesellen, vil staet âne wenken,
 den minnet, den meinet, mit herzen, mit muote,
 daz in iwer huote
 behalte, behüete
 mit liebe, mit güete
 vrî vor ungemüete.

Si ist âne schulde mir hazlich erbolgen,
 den ich ze dienste dem schilde wil volgen.
 nu hân ich für zürnen noch für herzen sêre
 niht ânder schilt mêre,
 wan den trôst al eine,
 daz ich si baz meine
 dan ie wîp deheine.

Gein in langen kriege setz ich mîn gedulde,
 sô stê gein ir hazze ze wer mîn unschulde.
 mîn wer gein den valschen daz sol sîn mîn triuwe
 vil sûeze âne riuwe.
 mîn kamflîch gewaete
 für ir nîdetaete,
 daz sol sîn mîn staete.

Ein tanzwîse, diu niunzehende.

In dem luftesüezem meien
 sô der walt gekleidet stât,
 sô siht man sich schône zweien
 allez daz iht liebes hât,
 unde ist mit ein ander vrô.
 daz iht reht: diu zît wil sô

Swâ sich liep ze liebe zweiet,
 hôhen muot die liebe gît.
 in der beider herzen meiet
 ez mit vreuden alle zît.
 trûrens wil diu liebe niht,
 swâ man liep bî liebe siht.

Swâ zwei liep ein ander meinent
 herzenlîchen âne wanc
 und sich beidiu so vereinent
 daz ir liebe ist âne kranc,
 die hat got zesamen geben
 ûf ein wûnneclîchez leben.

Staetiu liebe heizet minne.
 liebe, minne, ist al ein:
 die kan ich in mînem sinne
 niht gemachen wol zuo zwein.
 liebe muoz mir minne sîn
 immer in dem herzen mîn.

Swâ ein staetez herze vindet
 staete liebe, staeten muot,
 dâ von al sîn trûren swindet.
 staetiu liebe ist also guot,
 daz si staete freude gît
 staetem herzen alle zît.

Möhte ich staete liebe vinden
 der wold ich sô staete sîn,
 daz ich dâ mit überwinden
 wolde gar die sorge mîn.
 staeter liebe wil ich gern
 unde unstaete gar verbern. p. 429–430.

Ueber öffentliche Schulanstalten, deren Zahl, innere Einrichtung und die Gegenstände zur humanen Ausbildung der Jugend, welche darin gelehrt worden sind, haben wir aus dieser Epoche keine hinreichenden Nachrichten. Latein war damals das Nothwendigste in Folge vorwaltender kirchlicher Herrschaft, und weil es bis in die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts Gesetzes- und Urkunden-Sprache vorherrschend geblieben ist.

Die Hauptunterrichts- und Bildungs-Anstalten für den steiermärkischen Clerus waren wohl vorzüglich an den Hochstiften zu Salzburg und Aquileja; und seit dem Anbeginne des siebenten Jahrhunderts sind daselbst größtentheils alle Priester gebildet worden, welche theils bei der neuen Gründung, theils bei der Wiedererhebung des Christenthums und der Kirche in den germanischen und slovenischen Landtheilen der Steiermark auf den ältesten Mutterpfarren eingesetzt worden sind. Von solchen Instituten im St. Peterstloster zu Salzburg und auf der Insel Au im Chiemsee geben die hochstiftischen Urkunden bestimmte Winke ¹⁾. Seit der Mitte des eilften Jahrhunderts erblühten auch in den vaterländischen Klöstern derlei Bildungsschulen, zuerst wohl nur für die eigenen Schenklinge und Mitglieder, dann auch wohl für die andere Jugend der Landesbewohner, welche davon Gebrauch machen wollten. Von den inneren Einrichtungen der hochstiftischen und der theologischen Stiftsschulen sind wir nicht gehörig unterrichtet.

Von Schulen durch Laienschullehrer besorgt kommen in der ganzen Steiermark nur gar wenige Andeutungen vor; und es muß mit Recht auffallen, daß in so vielen in den Saalbüchern bezeichneten Spenden, Käufen, Verkäufen und Verträgen neben Zeugen jeden Standes, Edler und Gemeinfreier, und selbst Handwerker, so ungemein selten ein Schullehrer (Scolarius) als Zeuge erscheint. In den Saalbüchern von Admont steht im Jahre 1196 unter den Zeugen neben dem Fischer Eppo der Schullehrer Gottfried (Scolaris) ²⁾. Gösserurkunden von 1256 und 1264 nennen einen Dietrich als Schullehrer zu Leoben; Stainzerurkunden J. 1247 einen Schulmeister Wildung; Reinerurkunden J. 1229 und 1243 den Ulrich (Scolasticus) und J. 1273 und 1288 den Meister Heinrich als Schullehrer zu Marburg ³⁾; Vorauerurkunden J. 1217 aus der Umgegend von Thalberg und Vorau die Schullehrer Liupold, Franz, Rechlin und den Otto, Schullehrer von Kirchschlag ⁴⁾. Es darf demnach nicht Wunder nehmen, daß Kenntniß von Lesen und Schreiben eben nicht allgemein verbreitet, und daß ein großer Theil der steierischen Landesbewohner dessen unfun-

¹⁾ Zuvavia, Anhang. p. 11. 33.

²⁾ Saalbuch. IV. 294. — Im ältesten Urbarbuche C. 578. erscheint auch die Area Scholaris.

³⁾ Auch Seizer = Urkunde.

⁴⁾ Dipl. Styr. I. p. 71. 72. 76. 79. 84. — Im steierischen Rentenbuche steht von Marburg auch eine Area Scholaris.

dig gewesen sey. Scheint doch selbst der Dichter Ulrich von Liechtenstein, der seine Muttersprache so rein und geschickt behandelt hat, im Schreiben wenig gewandt gewesen zu seyn; dagegen aber finden wir seine auserwählte Dame darin wohl bewandert ¹⁾.

Uebrigens scheinen die Deutschordensritter in Steiermark und Oesterreich die vorzüglichsten Träger und Verbreiter humanerer Bildung und wissenschaftlicher Cultur gewesen zu seyn. Im Jahre 1235 schenkte Herzog Friedrich der Streitbare das Patronat und die Kirche in Großsonntag den deutschen Ordensherrn, aus dem Grunde, damit Gottesdienst und Unterricht im Glauben durch die emsige Sorgfalt dieser Ordensritter desto mehr ausgebreitet werde; und in einer andern Urkunde für Großsonntag vom Jahre 1247 wird Konrad von Osterna als ein vorzüglicher Lehrer (Praeceptor) dieses deutschen Ordens in Steiermark und Oesterreich bezeichnet ²⁾. Es ist demnach mehr als wahrscheinlich, daß schon seit der Einsetzung des deutschen Ordens an der St. Kunigundenkirche am Lech bei Grätz nicht nur daselbst eine von diesen Ordensrittern besorgte Schulanstalt bestanden habe, sondern daß sie mehrere Lehrer in verschiedenen Gegenden des Landes aus ihren Mitgliedern angestellt hatten (Praeceptores) ³⁾; daß diese Schulanstalt in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts sehr erweitert und vom K. Rudolph I. im Jahre 1278 zu einer für die Zeitverhältnisse vollkommeneren wissenschaftlichen Bildungsanstalt erhoben und mit besonderen Freiheiten ausgestattet worden sey, wie dieselben damals auch schon andere höhere freie Lehranstalten in Deutschland und Italien genossen. K. Rudolphs I. Majestätsbrief für diese höhere freie Schule am Lech zu Grätz lautet wie folgt: „Rudolph, von Gottes Gnaden römischer König. Da es aus den Vorschriften großmüthigen Wohlwollens hervorgeht, alle religiösen und Gott dienenden Männer mit seinem Schirme sorgfältig zu beschützen, so müssen die Ordens-Brüder des deutschen Hospitals der heiligen Maria zu Jerusalem, welche mit Hintansetzung weltlicher Kriegesdienste Krieger Jesu Christi geworden sind und unter der Fahne des Herrn regelrecht dienen, sich aus Liebe zum Erlöser im Kampfe mit barbarischen Völkern dem Tode preiszugeben keinen Anstand nehmen, um so aufmerksamer in Allem begünstigt wer-

¹⁾ Ulrich von Liechtenstein: Frauendienst. p. 60, 100.

²⁾ Dipl. Styr. II. 208. 210.

³⁾ Ibidem, p. 177 — 181.

„den, je ruhmvoller sie bekanntlich zur Beschützung des christlichen
 „Namens im Lager des Herrn Kriegsdienste verrichten. Wir ma-
 „chen daher kund und zu wissen allen Getreuen des heiligen römi-
 „schen Reichs, Gegenwärtigen und Zukünftigen, daß wir in An-
 „sehung der höchsten Ergebung, aufrichtigen Treue und ausgezeich-
 „neten Dienste, welche die frommen Männer des vorgenannten Or-
 „dens unserer erhabenen Majestät und zugleich auch dem römischen
 „Reiche geleistet haben, und mit Gunst des Herrn auch in Zukunft
 „noch leisten werden, aus Gnade unserer königlichen Majestät den
 „treu ergebenen und ehrwürdigen Brüdern des bezeichneten Ordens,
 „nämlich des Hauses der Deutschen, welche in unserem Lande Steier-
 „mark, im Orte Bairisch = Graß zugenannt, sesshaft sind, aus
 „Verehrung und zu Ehren der heiligen Jungfrau Maria und der
 „seligen Patronin Kunigunde der Jungfrau, wie auch damit der
 „göttliche Dienst gedeihlicher und löblicher vollbracht werde, eine
 „freie Schulanstalt in demselben Orte ertheilen und für immer ge-
 „ben (*liberam scholasteriam*), so daß die oft genannten Brüder
 „Vollmacht haben, einen Scolastikus ein- und abzusetzen, wenn es
 „ihnen gefällig ist und heilsam zu seyn scheinen wird. Ueberdies
 „wollen wir auch alle Scolaren, welche die vorgenannten Schulen
 „besuchen, unter unsern königlichen Schutz und in den Schirm des
 „heiligen römischen Reichs sonderheitlich und solchergestalten gestellt
 „haben, daß, wenn zufällig einer derselben sich eines Vergehens
 „schuldig gemacht hat, welches dem Stadt- oder dem Landgerichte
 „anzugehören scheint, keiner unserer Richter, weder der Bürger,
 „noch der Beamteten, die Scolaren selbst auf irgend eine Weise
 „deshwegen beschweren, sondern nur der vorgenannte Commenda-
 „tor Macht und Gewalt, derlei Vergehungen zu strafen und zu
 „bessern, haben solle, fest und bestimmt befehlend, daß alles Vor-
 „besagte unverlezt aufrecht erhalten werde. Keinem Lebenden also
 „sey es gestattet, diese Urkunde unserer Gestattung zu verletzen
 „oder dem Inhalte derselben durch kühnes Wagniß zuwider zu han-
 „deln; und wer es thun wird, wisse, daß er sich beleidigter Ma-
 „jestät schuldig gemacht habe. Urkund dessen haben wir gegenwär-
 „tiges Diplom anzufertigen und mit unserer Majestät Sigille zu
 „beträchtigen befohlen. Gegeben zu Wien, 14. März 1278, unseres
 „Reiches im fünften Jahre ¹⁾.“

) Dipl. Styr. I. p. 188 — 190.

Sind wir zwar wieder aus Abgang urkundlicher Documente nicht im Stande, die innere Einrichtung dieser Schulanstalt am Lech zu Graß nach den Einzelheiten darzulegen ¹⁾: so scheint sie sich doch durch die That in den wohlthätigsten Wirkungen selbst gerechtfertigt zu haben; indem sie sich bis zum Anfange des sechszehnten Jahrhunderts dort erhalten hat und damals erst aus Furcht vor den herandringenden Osmanen innerhalb der festen Mauern der Stadt Gräß selbst ist übertragen worden ²⁾.

Es ist nun sehr schwer, über den Stand der einzelnen Wissenschaften in der Steiermark bis zum Schlusse des dreizehnten Jahrhunderts eine entsprechende, umständliche Schilderung zu geben. Theologie und Philosophie waren wohl auch hier wie anderwärts in streng scholastischen Zuschnitt gebannt; und kein Werk, außer Bibelauslegungen, ist in der Steiermark zum Vorscheine gekommen, bis auf die Schriften des Abts Engelbert zu Admont, worin sich ein höher strebender philosophirender Geist bewährt hatte. Von naturwissenschaftlichen Disciplinen kann kaum eine Rede seyn, da gerade in diesem Bereiche Alles ohne Ausnahme dem finstersten Aberglauben verfallen war. Die juridisch-politischen Wissenschaften scheinen kaum in den ersten Keimen begriffen gewesen zu seyn, wie die unvollkommene Gesetzgebung selbst bewährt. Auch die Geschichte, unbekannt mit der Philosophie, Kritik, den Hilfswissenschaften und dem Quellenstudium, konnte noch nicht gedeihen: Alles war auch hierin durchdrungen vom Geiste des Aberglaubens, der Märchen- und Wundersucht, bis zum Glauben an die albernsten und abgeschmacktesten Erzählungen, welche von Kaisern, Königen, Fürsten, Ministern, Edelherren, Rittern, Bürgern und Bauern für wahr gehalten wurden. Bis auf K. Rudolph I. blieb daher auch in der Steiermark die Geschichte nur einfache Chronikenschreiberei, und zwar in der in Kanzelleien und Gerichten alleinherrschenden lateinischen Sprache. Erst Ottokar von Horneck in seiner Reimchronik,

¹⁾ Die Disziplinar-Vorschriften und Anordnungen H. Albrechts I., J. 1296, für die Stadtschule in Wien dürfen auf die Schule am Lech wohl nicht angewendet werden.

²⁾ Ueber die Sekte der sogenannten fahrenden Schüler aus dem Clerus (*scholares vagi*) haben wir in der Steiermark keine besonderen Andeutungen, als nur das strenge Statut der Salzburger-Synode vom J. 1291 gegen diese liederliche Sekte, *qui se clericos in vituperium ordinis cleritatis profitentur, — publice nudi incedunt, in furnis jacent, tabernas, ludos et meretrices frequentant, peccatis suis victum sibi emunt. —* Dalham. p. 136.

Abt Johann von Viktringen (in Kärnten), der ungenannte Leobnerchronist und Abt Engelbert zu Admont (welcher jedoch dem vierzehnten Jahrhunderte angehört) erhoben sich hierin höher und selbstständiger. — Philologische Studien kannte man kaum nach einigen Grundzügen, wenn gleich, des Lateins wegen, die römischen Classiker vielfach abgeschrieben und gelesen worden sind. Darf man alten Verzeichnissen des vierzehnten Jahrhunderts trauen, so fanden sich in den Stiftsbibliotheken der vaterländischen Domcapitel und Stifte, gewöhnlich auf Pergament geschrieben und aus der Epoche der Hohenstaufen mit kunstreichen Anfangsbuchstaben und Zeilen verziert: Lateinische Bibeln des alten und neuen Testaments, lateinische Wörterbücher oder Etymologien, Josephus Flavius, Werke von Cicero, Horatius, Virgilius, Persius, Lukanus, Seneca, Plutarch in lateinischer Uebersetzung, Drosius, Priszianus, einzelne Abhandlungen des Aristoteles, Euklides lateinisch, die Sentenzenbücher des Petrus Lombardus, Glossatoren und Commentarien über die gesammten, oder über einzelne biblische Schriften, Werke der Kirchenväter Irenäus, Origenes, Tertullian, Hieronymus, Augustin, Ambrosius, Gregor, (selten alle Schriften jedes Einzelnen), Passionalien, Martyrologien und Legendarien, Sammlungen von Homilien, Predigten oder Sermonen, Decretalensammlungen mit und ohne Glossen, einzelne historische Chroniken des früheren Mittelalters u. dgl. ¹⁾.

Gute Handschriften dieser Werke waren selten und überhaupt kostspielig, daher ihreervielfältigung und Verbreitung nicht so leicht, und eben darin auch das größte Hinderniß allgemeinerer Verbreitung edlerer Geistescultur. Geschenke von Handschriften größerer und wichtiger Literaturwerke waren immer sehr kostbare Gaben. Von hohem Werthe waren daher die Kirchenbücher, war eine lateinische Bibel im Riesenformate, welche Erzbischof Gebhard von Salzburg seinem Stifte Admont gespendet hatte. Das Stift zu Seckau beschenkte Erzbischof Eberhard II. mit einer mächtigen Handschrift der Werke des Papstes Gregorius des Großen.

Wir wollen alle der Steiermark angehörigen Schriftsteller und Träger der vaterländischen Geistescultur anführen, um diese Darstellung vollständig zu machen.

¹⁾ Kataloge des vierzehnten Jahrhunderts von Admont, Rein, St. Lambrecht, Vorau. — Caesar. II. 865 — 869.

Als Männer von selbstständigen Ideen und edleren Ansichten, wodurch sie sich weit über ihre Zeitgenossen erhaben bewährten, welche der Steiermark unmittelbar angehörten oder auf die Geschichte des Landes entscheidenden Einfluß hatten, bezeichnen wir Folgende. An Wiedererhebung und an der neuen Verpflanzung des Christen- und Kirchenthums in der gesammten Steiermark gebührt ein großer Theil dem Bischöfe Virgil von Salzburg. Der Streit mit dem Bischöfe Bonifazius über das Bestehen der Gegenfüßler und die energische Handlungsweise bewähren diesen Mann als einen für seine Zeit höher gebildeten und ganz selbstständigen Kirchenhirten ¹⁾. — Eben so groß ist auch des Erzbischofs Arno Verdienst und Einfluß im steierischen Christenthume ²⁾. Papst Leo III. ertheilt ihm in dem Schreiben an die bajoarisch-norischen Bischöfe das Lob eines, nach damaligen Begriffen von Wissenschaft und dem Stande theologischer Bildung, hoch erhabenen und in den heiligen Schriften sehr gewandten Mannes (Vir almificus et in divinis scripturis peritissimus) ³⁾. Zwischen dem berühmten gelehrten Lehrer, Rathgeber und vertrauten Freunde K. Karl des Großen, Alcuin, und dem Salzburger = Erzbischofe Arno bestand innige Freundschaft und eine auf die wechselseitige Anerkennung ihrer Geistesvollkommenheit begründete Hochachtung. Sprächen nicht Arnos Thaten schon für sich selbst, so würden dessen edle, von höherer Geistesbildung getragene Tugenden demungeachtet hinlänglich bewährt durch die in dem stäten Briefwechsel ausgesprochene Seelenverwandtschaft mit jenem Manne, der die Seele an der Hochschule des großen Kaisers Karl, der Stifter und Reformatör zahlreicher Stift- und Klosterschulen im großen carolingischen Reiche, der Lehrer und Vater ungemein vieler und edelgebildeter Schüler, der gebildeteste und gelehrteste Mann seiner Zeit gewesen ist. — Nicht ohne großen Einfluß auf Clerus und Volk in der slovenischen Steiermark unter der Drau waren die Lehren und Thaten des H. Paulinus II., Patriarchen von Aquileja. In Friaul im Jahre 726 von edlem Geschlechte entsprossen, durch frühe edlere Geistesbildung am Hofe K. Karl des Großen allbekannt und in hoher Schätzung (Magister artis grammaticae), war er im Jahre 776 zuerst zur bischöflichen, dann zur Würde

¹⁾ Suavia, Anhang. p. 11 — 12. 35 — 36.

²⁾ Suavia. p. 13 — 14. 19 — 30. 42 — 48.

³⁾ Ebendasselbst, p. 51.

eines Patriarchen von Aquileja erhoben worden. Von dieser Zeit an nahm Paulinus an allen wichtigen politischen und kirchlichen Begebnissen des Jahrhunderts wesentlichen Antheil. In den Jahren 789 und 792 war er auf den Kirchenversammlungen in Aachen und Regensburg, wo er für die freie Wahl eines Aglajer-Patriarchen einen Majestätsbrief K. Karl des Großen erhalten hat. Auf der Synode in Frankfurt, J. 794, bekämpfte er mit Allgewalt der Rede die Irrlehren der spanischen Bischöfe, des Elipandus von Toledo (seit dem J. 780) und des Felix von Urgel (seit J. 782). Im Jahre 796 hielt er, nach lange Zeit unterbrochener Sitte, eine Synode zu Aquileja, zur Aufrechthaltung der reinen katholischen Lehre von der Dreieinigkeit und der Menschwerdung des göttlichen Wortes. In den Jahren 800 und 801 befand sich Paulinus in Rom, und dann J. 802 und 803 auf der Synode in Aachen als apostolischer Legat. Wegen Ermordung des Patriarchen Johann von Gradus durch den Herzog Johann von Venedig, berief er im Jahre 803 eine eigene Synode nach Altinum. Seit dem Antritte seiner Patriarchenwürde soll Paulinus an der Christianisirung des Landes unterhalb der Drave, der steierisch-karantänischen Slovenen und der Hunnavaren eifervolle Thätigkeit entwickelt haben; es mangeln jedoch alle besonderen, bestätigenden Nachrichten darüber. Zu Ende des Jahres 804 endete er sein makelreines, thatenreiches Leben. In welcher Hochachtung Paulinus bei den hervorragendsten Persönlichkeiten seiner Zeit gestanden sey, beweisen viele Briefe, welche zwischen ihm und K. Karl dem Großen, der Kaiserin Liutgarde, Papst Leo III., Herzog Heinrich von Friaul und Alcuin, dem Lehrer und Freund des großen Kaisers, gewechselt worden sind. Paulinus hinterließ folgende Schriften. Im Jahre 795 verfaßte er eine Ermahnung an Herzog Heinrich von Friaul, mit welchem (seit J. 787 Herzog) er schon seit vielen Jahren in Freundschaft gestanden ist. Das Protokoll der Synode zu Aquileja im Jahre 796 ist größtentheils sein Werk; und in eben diesem Jahre vollendete er seine dogmatische Schrift gegen den irrgläubigen Bischof Felix mit einem besonderen Begleitungsschreiben an K. Karl den Großen, worin alle biblischen Beweise für die wahre Gottheit Jesu dargelegt, der Irrthum und die schwankende Lehre des Bischofs, Felix nachgewiesen, alle Einwürfe widerlegt und die Ansichten der hochgeachteten Kirchenväter angeführt und entwickelt werden. Das kirchliche Glaubenssymbol erklärte er gemeinfaßlich nach Sitte und Forderung seiner

Zeit in gebundener Rede von 151 Hexametern. Poetischen Geist wehen seine Hymnen und Rhythmen auf den Stuhl St. Peters zu Rom, die Apostel Peter und Paulus, die Auferstehung des Herrn, die Heiligen Marcus und Simon, auf die Kirchenweihe und die Geburt des Herrn. Seine lateinische Sprache ist wie die des ehernen Zeitalters und nicht ohne neue und seltsame Wörter und Ausdrücke, die besonders in seiner dogmatischen Schrift manche Dunkelheit und Zweideutigkeit veranlassen. Sonst ist sein Styl leicht dahinfließend und besonders bezeichnet durch Antithesen, Anreden und Repetitionen. Paulinus lehrt fest anhänglich an das kirchlich-nizäische Glaubenssymbol; und seine Moral ist rein nach Vernunft und Evangelium, worüber wir hier seine Schlussworte aus der Ermunterung an Herzog Heinrich in Friaul, als Beleg beischließen: „Nicht sey in mir, ich bitte dich, Herr! die Begierde der Sucht, sondern die Liebe der schönsten Keuschheit. Träge sey meine Seele, das Ueble zu hören; deinem Worte aber eile sie entgegen, rüstig stets, dasselbe zu vollbringen. Sie sey in deiner Furcht bekümmert, in der Liebe vollkommen, beharrlich im Glauben, niemals in der Hoffnung wankend. Möge ich glühend seyn in der Nächstenliebe, die Hitze des Hasses brenne nicht in mir, noch soll ich in der Scheelsucht des Neides dahinschwinden. Sauche mich an, daß ich nur heiliges Werk in mir denke; treibe mich an, es zu vollbringen. Berede mich, dich zu lieben; kräftige mich, dich festzuhalten; beschirme mich, dich nicht zu verlieren. Nicht betrete und bleibe in meiner Wohnung, wo nur dein Aufenthalt seyn muß, der Fuß der Hoffart, die Begier der Sinnlichkeit, nicht Unenthaltbarkeit, nicht Habsucht, nicht Mißgunst, nicht Zorn, nicht Niedergeschlagenheit, nicht Prahlerei. Tiefe Demuth flehe ich von Dir, der Du gesprochen hast: Auf wem soll ich ruhen, außer auf dem Demüthigen und Gelassenen. Tiefe Demuth verleihe mir, wodurch die Erhöhung des Fleisches gebeugt wird, und der Stolz, der mich erstickt. Verleihe mir gemessene Enthaltbarkeit, wodurch die überschwellige Gefräßigkeit des Bauches, welche mich tödtet, bezähmt wird. Gib mir Reinheit des Herzens, welche mich makellos macht. Gib mir Geistesreinheit, weil mich sonst die bemackelte Ausschweifung des Fleisches verschlingt. Gib mir reichlich fließende Hände, Almosen auszutheilen, wodurch die festhaltende Habsucht verdrängt wird. Gib mir die Liebe der Ergebenheit, wodurch der Drang des Neides ausgelöscht wird. Verleihe mir die Geduld der Verträglichkeit, welche durch das grausame Thier, der Zorn, besiegt werde. Theile

mir zu die Hoffnung der ewigen Freude, wodurch die Bitterkeit der Traurigkeit gelindert werde. Verleihe mir, in meinem Inneren mich des guten Werkes in Dir zu rühmen, auf daß die Prahlerei eitlem Ruhmes nicht aus mir hervortrete. Verleihe mir auch, in Allem die Gerechtigkeit, Seelengröße, Mäßigung festzuhalten; und mache, daß ich mit Einfalt klug sey, auf daß ich sowohl ein seliges Leben aufrichtig führe als klüglich das Böse meide; daß ich zu erkennen vermöge die trügerische und täuschende Schlaueit des Teufels, damit sie mich nicht durch den Schein des Guten täusche; daß ich einsichtsvoll zu unterscheiden und vorherzusehen vermöge, was ich Gutes vollbringen soll und welches Böses ich zu meiden habe. Mache mich ferners auch milde, wohlwollend, friedfertig, sanftmüthig, verstellungsfrei, übereinstimmend mit allem Guten, im Wachen, im Fasten, im Gebete beharrlich streng. Verleihe mir in Sanftmuth gemäßigte Rede; die Gabe des Stillschweigens, daß ich nur rede, was sich geziemt, verschweige, was nicht geredet werden soll, und überhaupt alles, was als Frucht der Tugenden Du zu verleihen mich würdigen wirst. Verleihe mir, den wahren Glauben ohne Verirrung zu bewahren, und daß dem Glauben auch meine Werke entsprechend seyen; daß ich durch schlechtes Thun den richtigen Glauben nicht beflecke und Dich, den ich gläubig bekenne, durch schlechten Lebenswandel nicht verläugne; daß ich Dich, dem ich mit festem Glauben folge, durch Werke der Nachlässigkeit nicht beleidige. Bewirke, daß ich, dem heiligen Vorhaben festanhänglich, die Gerechtigkeit befolge, die Barmherzigkeit liebe, die Wahrheit hochachte, die Lüge zurückstoße, nichts Falsches denke noch rede, Dich unablässig fürchte, Dich liebe, Dich hochachte, Deine Gebote erfülle, den Frieden mit Allen ohne Trug halte, die Uneinigen ohne Verstellung zur Eintracht zurückführe, Jedermann ungeheuchelte Liebe darbringe, Niemand Aergerniß gebe, mich Niemand vorziehe, mich geringer als alle Anderen ansehe, Achtung und Furcht nicht aus Furcht vor den Mächtigen, sondern wegen des Allmächtigen an den Tag lege, gegen Aeltere Gehorsam und Liebe gegen Gleiche zeige, den Jüngeren die Gnade günstiger Zuneigung erweise, brüderliche Lasten und Gefahren gleichmüthig ertrage, Allen zugleich nütze, Niemand schade, Niemand entgegen stehe, Niemand zuwider sey, Niemand verleumde, Niemand Hindernisse lege, Niemand beurtheile, verkleinere, Unrecht thue, Niemandes Leben tadle, Niemandes Thun und Gehen erforsche, sondern um mich allein nur besorgt sey, niemals Uebles mit Uebeln vergelte, der mir zuge-

fügten Unbilden weder eingedenk noch Rächer sey, sondern in aller Güte die Böswilligkeit besiege, den mich Schmähenden Segen bereite, Freund und Feind liebe, Beschimpfung und Schmähung von Erzürnten ertrage, nicht vergelte, der Unbilden schnell vergesse, meinem Beleidiger verzeihe und Verzeihung zu gewatten stets bereit sey, fremdes Gut nicht verlange und bei keiner Gelegenheit mir anmasse; von meinem Eigenthume aber den Nothleidenden mitleidig mittheile, den Ankömmling und Wanderer um Deinetwillen, der Du mich erlöst hast, freundlich aufnehme, den Hungrigen erquickte, den Durstigen tränke, den Gast aufnehme, den Nackten bekleide, den Kranken heimsuche, mich um den Eingekerkerten bekümmere, den Bekümmerten tröste, Mitgefühl habe mit dem Beschädigten und Jammernden, das Nothdürftige den Hilflosen dargebe, Kleid und Nahrung mit dem Bedürftigen theile, den Eingebornen umarme, den Hausgenossen günstig sene, den Fremden liebe, den Gefangenen loskaufe, den Ankömmling aufnehme, den Waisen und Unmündigen in Schutz nehme, der Witwe beispringe, dem Unterdrückten zu Hülfe komme, dem Trostlosen Unterstützung schaffe, die Bande der Gottlosigkeit zertrümmere; daß ich Alles, was immer die Schriften deiner Gebote dargeben, eifrig glaube und höre, eifrig erforsche, klüglich wisse, eiligst ausübe, sehnsuchtsvoll erfülle, vor dir stets demüthig sey, auf daß ich aufstehe und nicht darnieder geworfen werde, daß ich aufgerichtet, nicht gestürzt werde, hinauf und nicht herabsteige; weil das Fleisch, dem ich inwohne, mich stets und immer zur Sünde verleiten, mit mir belohnt werden, aber mit mir nicht streiten will. Ich habe keinen ärgeren Feind, als den Körper, in dem ich wohne; denn er ist wie ein zerstörender Löwe in meinem Hause, der von allen Seiten mit verderblichem Bisse zerfleischend mich verzehrt. Daher tief aufseufzend will ich sprechen: Ich unglücklicher Mensch, wer wird mich befreien vom Tode dieses Körpers? Die Gnade Gottes. Durch wen? Durch Jesum Christum, unsern Herrn. — Dies wünsche ich mir, o Jesus, mein guter Erlöser, mein bester Befreier; dies wünsche ich, um was ich bisher flehend gebeten habe. Um dieses, dieses bitte ich, weil ich durch dein kostbarstes Blut bin erlöst worden, auf daß ich wegen dem Verderben des Fleisches nicht ewig zu Grunde gehe, nicht in den zweiten Tod ver falle, noch in das Land ewiger Vergessenheit!“ — Bei solchen Gesinnungen eines echten Christen, bei einer durchdringenden Belesenheit in den heiligen Schriften, besonders des neuen Bundes und der hervorragendsten heiligen Väter:

Cyprianus, Tertullianus, Athanasius, Ambrosius, Cyrillus von Alexandrien, Hieronymus, Hilarius, Gregor I., Leo I., Fulgentius, — wird man in den Schriften des S. Paulinus manche irrige Ansicht seiner Zeit, vorzüglich das zu hart ausgedrückte Verhältniß des Teufels gegen den Menschen gar gerne übersehen ¹⁾.

Dem Erzbischofe Arno an die Seite stellen wir seine Nachfolger, die Metropoliten Adelram, Liupram und Adalwin (J. 821 — 875); in deren Epoche auch gehören die von ihnen in die östlichen germanisch-slovenischen Sprengelsgegenden gesendeten Erzpriester als Männer von gelehrter Bildung und von energischem Wirken im kirchlichen Leben, wie J. 860 der Priester Swarnagel, ein ausgezeichnete Lehrer (Presbyter et praeclarus doctor), und J. 870 Alfried, Priester und Meister jeglicher Kunst (Magister cujusque artis) ²⁾.

In der Epoche J. 1040 bis 1060 findet sich in salzburgischen Saalbüchern Erwähnung von einem Cleriker Wezilo, als einem Manne von ausgezeichneten Vorzügen (Wezil, Clericus celeberrimae virtutis) ³⁾. — An diese reiht sich Aribo, Erzbischof zu Mainz und Sohn des Grafen Aribo von Leoben, des Stifters von Göß, gestorben am 13. April 1031. Er war gelehrter Forscher und Ausleger der heiligen Schrift, schrieb einen Commentar über die fünfzehn Stufenpsalmen und stand in stätigem Briefwechsel mit den gelehrtesten Männern seiner Zeit, welche, von ihm ermuntert, ihm auch viele ihre Werke zugeeignet haben, wie Abt Berno von Au seine Schrift über die Ankunft des Herrn ⁴⁾. — Hochstehend nach Zeitverhältnissen in theologischer Gelehrsamkeit und im kirchlichen Geiste erscheint auch der salzburgische Metropolit, Graf Gebhard von Helfenstein, der Stifter des Bisthums zu Gurk und des Benedictiner-Münsters zu Admont. Sein umständliches Schreiben an Bischof Hermann zu Metz J. 1082 ist eine offene Darstellung der hierarchischen Ansichten und Grundsätze jener Partei, welche dem Papste Gregor VII. und den Behauptungen der römischen Kirche, wider K. Heinrich IV. und die Rechte weltlicher Fürsten- und Staatesgewalt, fest anhing. Wir glauben, daß hier die Stelle sey, dies

¹⁾ S. Paulini, Patriarch. Aquileg., Opera. Edid. Joannes Madrisius. Venetiis 1737.

²⁾ Suvavia. p. 17.

³⁾ Ebendasselbst. p. 252.

⁴⁾ Trithemius in catalog. vir. illustr. — Caesar. I. 443.

merkwürdige Actenstück nach der ganzen Wesenheit einzuschalten, dessen Hauptgrundsätze, heut zu Tage noch eben so trocken ausgesprochen und mit Kraft festgehalten, als sie vor 764 Jahren aufgestellt worden sind, zu ewigen Normen für alle Staaten und Kirchen der katholischen Welt gemacht werden wollen. „Bei dem heillosen Zwiespalte zwischen Kirche und Staat ist ein seltenes Mißgeschick, daß die Kirchlichgesinnten nicht nur allseitig angeklagt und verunglimpft, sondern auch nicht einmal zur Vertheidigung gehört werden; daß ihnen nicht nur Theilnahme bei der größten Bedrängniß, sondern auch die Gerechtigkeit verweigert wird. Man kam überein, daß die Gegenparthei, wenn sie nach kirchlichen Gesetzen und Gewohnheiten ihre Ansichten nicht zu vertheidigen vermögen würde, zu unserer Ueberzeugung herübertreten solle. Jedoch nicht nur vergeblich, sondern wir selbst wurden Verführer und Verführte genannt, und sowohl durch kaiserliche Gewalt als auch durch die Künste der Verführung wurden uns unsere eigenen Schäflein entwendet und für unsere Hirtenstimme betäubt. Und dennoch dürsten wir so sehr und so aufrichtig nach Wahrheit und Recht; und es wäre erwünschlicher gewesen, daß auch unsere Gegner den reinen Wahrheitsquell aufschlössen, als uns zu verläunden und zu verfolgen. Denn wir vertheidigen ja nichts Neues, Unerhörtes, aus unserem Eigendünkel Geschöpftes, nichts durch listige Beweisführung Erhärtetes; sondern bloß das, was unsere Väter uns erzählt haben, festhaltend an dem, was uns ist gelehrt und überliefert worden. Daß unsere Partei mit Solchen, welche von der Kirche, welche von dem ersten und ausgezeichnetsten Kirchenstuhle mit dem Banne belegt worden sind, keine Gemeinschaft haben und pflegen wolle; diese unsere von verblendeten Priestern widersprochene Lehre ist der eigentliche Funke aller Zwietrachtsflammen, die Ursache alles Unheils und des Ruins des gläubigen Volks. Und dennoch ist unsere Behauptung die alleinige und beständige Lehre der Kirche, vom Anbeginne an bis auf diese monströsen Zeiten. Aber falsche Lehrer haben die Kirche unter die Fußtritte ihrer Feinde und Zerstörer gegeben durch thörichte, hinterlistige, und in falsch aufgefaßtem Sinne mißbrauchter Schriftstellen gestützte Beweise, während wir festhalten an der Lehre der Apostel, der Apostelschüler, der Oberhirten auf dem apostolischen Stuhle, und so vieler andern Kirchenväter von Ansehen und Heiligkeit, welche mit dem Herrn bereits im Himmel herrschen, auf Erden aber durch Wunderthätigkeit erglänzen. Gilt nun die neue Lehre der Gegner mehr, als die unsrige, so haben alle alten Väter ver-

geblich dahingearbeitet, daß in einem einigen Leibe Christi, in der Kirche nämlich, die erhabeneren Glieder den Untergeordneten nicht beschwerlich werden und die Unteren sich gegen die Höheren nicht aufheben sollten. Ist es nun nicht die Lehre der Kirche von der Synode zu Nicäa an, daß kein von der Kirche Ausgeschlossener ohne vorhergegangene Untersuchung und Entscheidung in einer Synodalversammlung in die Kirchengemeinschaft wieder aufgenommen werden dürfe, selbst wenn er auf leidenschaftliche, voreilige und ungerechte Weise wäre gebannt worden? Hielten sich nicht an diesen Ausspruch die kirchlichen Väter und Lehrer, Gregor der Große, Leo der Große und die Synode zu Sardes? Zwar gebieten dieselben Kirchensatzungen auch, daß die gerecht oder ungerecht Gebannten geduldig angehört und daß ihre Sache auf ihr Verlangen untersucht werden solle. Jedoch unsere Gegner haben eine solche Untersuchung nach Recht und Gesetz nie verlangt; sondern sie haben sich nach Verkündigung des von dem Concilium zu Rom J. 1080 ausgesprochenen Bannes sogleich aufgelehnt gegen das Oberhaupt der Kirche; sie haben den Papst Gregor VII. sogleich mit erdichteten Flecken bemakelt und für abgesetzt erklärt, und diesen ihren Frevel durch das deutsche Reich verbreitet. „Der Schüler,“ sagt die heilige Schrift, „ist nicht über den Meister!“ Und dennoch haben jetzt diese, die Untergebenen, über ihren Kirchenhirten, über das Haupt der Kirche, das Verdammungsurtheil gefällt, ohne ihn zur Verantwortung zu fordern, ohne dessen Vertheidigung zu hören. Das regelgemäße Verfahren hierin ist schon von den Päpsten Julius, Damasus, Marcellus, Gelasius, Gregor dem Großen bei Behandlung einfacher Bischöfe vorgezeichnet worden; wie konnten sich so verständige Männer derart vergessen, ohne eine Synodalversammlung und auf solche Weise sogar den Kirchenhirten zu verdammen, ohne dessen Ansehen und Gewicht weder ein einfacher Bischof verurtheilt, noch eine allgemeine Synode versammelt werden kann? Solche Gerichte sind keine kirchlichen Gerichte, sondern sie sind tyrannischer Wahnsinn; zu geschweigen, daß derlei Gerichte über den, der von keinem Menschen beurtheilt werden kann, zu halten, gar Niemand, wessen Standes er auch seyn möge, zukömmt! Der an Gregors VII. Statt eingesetzte Guibert (Clemens III.) kann daher in Ewigkeit nie für einen rechtmäßigen Nachfolger, sondern bloß für einen ehebrecherischen Usurpator angesehen werden. Wir halten daher Guiberts Anhänger für Kirchengebannte: nicht aus Sucht zur Zwietracht, sondern aus Furcht vor der ewigen Verdammniß. Wir halten daher fest an dem

römischen Stuhle und an dem Stellvertreter des heiligen Petrus. Wir können keinen Andern an Gregors Stelle für erwählt anerkennen oder erwählen. Wir können mit den von ihm Gebannten keine Gemeinschaft pflegen; und wir halten fest an dieser Ueberzeugung, bis uns die Gegner aus Gründen wahrer und überweisender Dokumente eines Besseren belehren. Wir hängen dem apostolischen Papste nicht aus Rücksicht seines Lebenswandels, sondern nur wegen der ihm übertragenen Amtswürde an; Verläumdungen und Schmähungen können bei uns nicht für Beweise gelten. Was unsere Gegner vom Eidschwure der Treue, der, einmal geleistet, nie mehr gelöst werden könne, losprechen soll, beruht rein nur auf verkehrter Schriftauslegung; wodurch sie sich selbst als Verräther des alten und neuen Bundes bewähren, der Schrift und den Canons ihren Eigendünkel entgegen setzen. Um den Kaiser zu begünstigen, erheben sie sich gegen das Oberhaupt der Kirche, verschmähend jene Macht, in welche unser Herr und Heiland doch das Principat der ganzen Kirche gelegt hat. Mögen daher auch Reich und Kirche mit Plagen und mit Zerstörung erfüllt werden, wenn nur sie den Zweck ihrer Verschwörung erreichen. Nach dem Drange der Zeitumstände können und müssen Eidschwüre gelöst werden. Was die Bischöfe bei ihrer Weihung dem Oberhaupte der Kirche zugeschworen haben, ist dem tumultarischen Eide der Treue gegen den Kaiser weit vorzuziehen; da es auch, wie die Kirchenlehrer Ambrosius, Isidorus und Beda behaupten, ohne Frevelschuld gar nicht gehalten werden kann. Alle guten Katholiken lehren die Rechtmäßigkeit und Nothwendigkeit aller ungerecht zugeschwornen und zu höherer Gefahr ausschlagenden Eide. Freilich rufen unsere Gegner uns zu: „Ihr habt einem treuen Fürsten geschworen! Wollt ihr diesem treu bleiben, so verläugnet Treue und Gehorsam dem apostolischen Kirchenhaupte und bewährt es mit Handschrift und Eidschwur; haltet euch nicht entfernt von dem vom apostolischen Stuhle Gebannten; und lehret auch Andere nicht weiter, sich ebenso entfernt zu halten!“ Wahrlich! eine harte Forderung, ähnlich derjenigen, die da verlangte: „Wenn du ein Freund des Kaisers seyn willst, so opfere den Götzen; thust du dieses nicht, so sollst du gestraft werden!“ Halten nun aber wir die Treue dem Könige; so verfallen wir in Meineid gegen den König aller Könige, wie die Schrift lehrt. Wir haben jedoch dem Könige nie etwas zugeschworen, als was unverlezt unseres Standes geschehen konnte. Nie also wird es des Priesterthums Würde und Amt zulassen, einem christlichem Fürsten Rath und Hülfe zu leisten, um

Anderer vom christlichen Geseze zu verdrängen und die sich ihm hierin Widersehenden mit öffentlichen Strafen zu verfolgen, die Priester zu vertreiben, die Heiligthümer Gottes in erblichen Besiß zu nehmen, das Erbgut der Armen und die Dpfer der Gläubigen für sich und seine Anhänger zu usurpiren, nach Nero's Beispiele die heiligen Apostel Petrus und Paulus körperlich zu martern und gegen Simon Petrus den Simon Magus aufzurufen. Mag gleich auch das Oberhaupt der Kirche in dem Verdammungsurtheile gegen Kaiser und Bischöfe hart gewesen seyn und die Gränzen überschritten haben, so wollte er doch auch, daß die Bischöfe den weltlichen Fürsten belehren sollten, daß er auf solche Weise Rache pflege gegen dessen eigenes Unrecht, auf daß er der ewigen Rache entgehe; daß er aufhöre, die Ordnungen der Kirche gänzlich unter die Füße zu treten, und das mit Blut, Feuer und Verheerungen durchzusetzen, was nur durch kirchliche Unterhandlungen vollbracht werden sollte. Unsere Gegner selbst, und nur sie allein haben all das Unheil begonnen, indem sie das Oberhaupt der Kirche, Gregor VII., auf der Synode zu Worms so voreilig (1076) für abgesetzt und in den Kirchenbann verfallen erklärt hatten. Diese Handlung und jener Tag war der erste alles nachfolgenden schmerzlichen Unheils, war der Sauerteig, welcher die ganze Kirche in Gährung brachte ¹⁾."

Zahlreiche Berufungen und Ansichten in diesem ausgedehnten Schreiben bewähren den Erzbischof Gebhard als einen in den heiligen Schriften des alten und neuen Bundes, in den Büchern der Kirchenväter und in den damaligen, freilich mit den falschen Decretalen zahlreich vermischten, canonischen Gesetzsammlungen vollkommen eingeweihten, wohlerfahrenen und mit ausgezeichnete Rednergabe geschmückten Kirchenhirten; welchen Ruhm ihm auch alle Zeitgenossen und selbst seine Gegner zuerkannt haben ²⁾.

Für Bildung und Wissenschaft hat dieser Erzbischof in dem von ihm gegründeten Stifte Admont eine fruchtbare Pflanzschule vorzüglich im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte geschaffen. Wir haben schon oben gesagt, wie in diesem Stifte ein genauer Unterschied und Grad der Geltung im Hause selbst zwischen den Mitgliedern von höherer Ausbildung und anderen, welche solche

¹⁾ Savavia, Anhang. p. 263 — 281. — Hansiz. II. 182 — 185.

²⁾ Monach. Hirsaug. ap. Hansiz. II. 185 — 186.

nicht besaßen, zwischen wissenschaftlichen und nicht schriftkundigen Brüdern gemacht worden sey (Fratres literati und illiterati) ¹⁾.

Ebenso gab es auch im Nonnenkloster Nonnen, welche fleißig lasen und schrieben, die heil. Schriften studirten ²⁾ und es in diesen Beschäftigungen zu einem solchen Grad geistiger Bildung gebracht hatten, daß sie im Stande waren, homiletische Vorträge und Erklärungen über Texte und größere Abschnitte der heil. Schrift zur Erbauung ihrer Mitschwestern beim sonn- und feiertägigen Gottesdienste zu halten. Der admontische Mönch und Abt, Grimbert, (S. 1152) versichert dieses zu wiederholten Malen; und er begründet seine Nachricht damit, weil die meisten admontischen Klosterjungfrauen theils Töchter der edelsten fürstlichen oder anderer hochedler Familien seyen und daher früher schon eine bessere Erziehung genossen hätten, theils weil sie fast immer eingeschlossen für ihre ganze Lebenszeit Muße und Neigung genug zum Studium der heiligen Schrift und der göttlichen Geheimnisse derselben hätten. Viele dieser Klosterfräulein beschäftigten sich mit Abschreiben von Büchern; und die Admonter-Bibliothek besitzt heut zu Tage noch mächtige über Tausend Folioseiten umfassende Pergamentbücher, vorzüglich die Commentare des Abtes Grimbert über die biblischen Bücher Josue, Richter, Ruth und die Könige, welche von den dortigen Stiftsnonnen Irmingard und Regilinde zierlich geschrieben worden sind ³⁾. Die Nonne Diemundis war ebenfalls eine emsige und kunstfertige Bücherabschreiberin ⁴⁾.

Die wissenschaftlichen Brüder im Stifte Admont beschäftigten sich neben dem Chorgebete und Gesange vorzüglich mit Studien und Bücherabschreiben. Unter den mehr denn 800 Pergamentbänden, welche die admontische Stiftsbibliothek aus dem zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderte besitzt, sind mehr als die Hälfte von eigenen Stiftsmitgliedern, und oft sehr kunstreich und mühevoll (Stereotypdruckwerken gleich) abgeschrieben worden; mehrere derselben enthalten die Namen ihrer Verfertiger. — Alte Dokumente rühmen die wissenschaftlichen Stiftspriester (Literati fratres)

¹⁾ Saalbuch. III. p. 20 — 21. um das J. 1120. — Urkunde. C. N. 1. vom Jahre 1198.

²⁾ Urkunde. AAA. n. 1. Literatae Sanctimonialis in Admont. (um das Jahr 1230.)

³⁾ Bern. Pez. Bibl. Ascet. VIII. p. 455 — 464.

⁴⁾ Necrolog. Admont. Cal. Aug. Diemundis conversa nostrae congregationis. Scriptrix!

Rabanus, Reimbertus, Dietmarus, Engilschalk, Bernher, Berthold, Lambert, Gotschalk u. v. A. als gelehrte, fleißige und gewandte Bücherabschreiber ¹⁾).

Von admontischen Stiftspriestern, welche sich im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte als Schriftsteller besonders ausgezeichnet hatten, kennen wir folgende. Die Brüder Abt Grimbert und Abt Gottfried I.; Abt Isenrik ²⁾, dann die Verfasser der admontischen Chronik und der Biographie des salzburgischen Erzbischofs Gebhard. — Wo Grimbert geboren und zuerst gebildet ward, ist unbekannt. Der gewöhnlichen Meinung nach soll er aus dem Stamme der Edelherrn von Benningen entsprossen seyn. Um das Jahr 1125 hatte er im Stifte Admont die Gelübde abgelegt. Er zeichnete sich durch Geist und Frömmigkeit aus, und durch ihn wohl ist das Stiftscapitel aufmerksam gemacht und bewogen worden, seinen ältesten Bruder Gottfried, Abt zu St. Georgen im Schwarzwalde, im Jahre 1138 als Abt nach Admont zu postuliren; durch welchen Mann auch dies Stift zur Pflanzschule ausgezeichneter Männer erhoben worden ist. Hier lebte nun Grimbert als einfacher Priester den Geschäften des Hauses und den Wissenschaften, in gleichen Bestrebungen mit dem Prior Rabanus, dem Bibliothekar Werner, den kunstgeübten Schreibern Berthold, Lambert, Gotschalk und Reibert, und mit noch dreizehn ausgezeichneten Stiftspriestern, welche alle theils noch unter Abt Gottfried, (*vir magnae gloriae et pater multorum monasteriorum*) theils später als Aebte in andere Stifte berufen worden sind. Grimbert war vorzüglich und durch mehrere Jahre mit dem Predigtamte oder mit dem geistlichen Unterrichte der Nonnen in Admont, und in dem unter die Aufsicht und Leitung der Aebte von Admont gestellten Kloster zu St. Georgen am Längsee in Kärnten betraut. In dieser Epoche machten ihn seine Erklärungen der heil. Schrift und seine homiletischen Religions-Vorträge so berühmt, daß sich die Stifte Kremsmünster und St. Michael bei Bamberg um seinen Besiß als Abt eifrigst stritten. Nach langem Unterhandeln nahm endlich Grimbert die Abtwürde zu Michaelsberg an und trug dieselbe zur Erhöhung desselben Stiftes vom Jahre 1162 bis 1172,

¹⁾ Saalbuch. III. p. 20 — 21. — Das Todtenbuch von Admont bezeichnet ein gelehrtes Mitglied des Stifts insbesondere noch: *Henricus, Presbyter et Monachus nostrae congregationis, Legista. III. Idus Maji.*

²⁾ Isenrik wird in der erweiterten Admonter-Chronik ausdrücklich als *Literatus* bezeichnet; es hat sich aber keines seiner Geisteswerke erhalten.

worauf er wieder als Abt nach Admont zurückgerufen worden und daselbst am 26. December 1177 gestorben ist. — Nach dem Standpunkte seiner Zeit war Grimbert ein wissenschaftlich hochgebildeter, ungemein gelehrter Mann, in umfassender Mächtigkeit und leichter Gewandheit der lateinischen Sprache in Rede und Schrift, bewandert und verständig in den Grundtexten der hebräischen und griechischen Bibel. Die heil. Schriften des alten und neuen Bundes machte er zum Hauptgegenstande seines lebenslangen Lesens, Betrachtens und Forschens; hiemit verband er zugleich ein so emsiges Studium der heiligen Väter, daß er mit Beiden vollkommen vertraut war. Als Früchte seiner wissenschaftlichen Bestrebungen hinterließ Grimbert folgende Schriften. Eine Erklärung des hohen Liedes für die Nonnen in Admont und St. Georgen, unbekannt wann geschrieben. — Eine Auslegung mehrerer Kapitel des Isaias: Von den zehn Lasten oder Bürden (*De decem oneribus*); (welche jedoch der gelehrte Bernard Pez eher geneigt war, für ein Werk des Abts Gottfried von Admont zu halten) ¹⁾. — Einen Commentar über das Buch Josue auf 223 Folioseiten ²⁾. — Eine umfassende Erklärung der vier Bücher der Könige auf 684 Folioseiten, im Kloster St. Georgen am Längsee begonnen und in Admont im Jahre 1152, durch den allgemeinen Stiftsbrand zwar unterbrochen, aber doch noch vollendet ³⁾. — Einen eben so weitläufigen Commentar über die Bücher der Richter und Ruth, verfaßt um das Jahr 1155 ⁴⁾. — Endlich eine große Zahl von Homilien über verschiedene Stellen der heiligen Schrift zur religiösen Erbauung für alle Sonntage und kirchlichen Festtage. Alle diese Schriften sind in lateinischer Sprache in der faßlichsten Klarheit eines leicht dahin fließenden Styles geschrieben. Grimbert kennt sämtliche Erklärungen der heiligen Väter über biblische Bücher, so wie alle andern Arbeiten der älteren Schriftausleger, neben denen er sich bestrebt, den biblischen Texten neue Sinneserklärungen abzugewinnen. Bei diesem überreichen Schatze von biblischer Gelehrsamkeit und bei einem so vorherrschenden Geiste war aber Grimbert der Mann reiner und

¹⁾ Beide Werke bekannt gemacht von Bern. Pez. in *Thes. Anecd.* T. II. P. I. 369 — 424. und 428 — 500. — Hier. Pez. *script. Austr.* II. p. 148.

²⁾ Ist im Jahre 1721 zum Drucke vorbereitet worden.

³⁾ Ist gleicherweise im Jahre 1721 für den Druck bereitet, aber nicht wirklich herausgegeben worden. *Admonter-Handschriften* Nr. 16. p. 525 — 526. Nr. 17. p. 167.

⁴⁾ Herausgegeben von Bern. Pez. *Thes. Anecd.* IV. P. I. 128 — 473.

aufrichtiger Demuth. Nicht um damit vor der lesenden Welt zu prunken, sondern nur, um seine Mitbrüder und die geweihten Jungfrauen in den Nonnenklöstern zu Admont und St. Georgen für geistiges Leben anzuregen und zu erbauen, (*magis in cohabitantium fratrum vel sororum adjutorium*) hatte er seine ungemein mühsamen Schriften verfaßt und kundgegeben. All sein Wissen und dessen Frucht ruht in der Hülfe und Gnade Gottes ¹⁾. Das Lesen und Durchstudiren der heiligen Schrift empfiehlt er oft und nachdrücklich; weil darin die Speise der gläubigen Seelen niedergelegt und aufbewahrt ist, um daraus Verstand und Weisheit zu schöpfen, was sie ihrem Schöpfer und Erlöser schuldig ist ²⁾. Gar wohl kennt Grimbert die Grundsätze der Auslegungskunde; und er unterscheidet vorzüglich den historischen, allegorischen und moralischen Sinn der Schrift. Jedoch nach dem Beispiele so vieler älteren Väter und nach dem Geiste seiner Zeit sieht er in der Bibel das Geheimniß aller Zeiten, die da gewesen, die da sind, die da seyn werden. Die Schrift ist ihm ein Meer von Bildern und Vorbildern. Der heilige Geist, meint er, der da Alles geschaffen hat, umfaßt manchmal in einem einzigen Buchstaben Alles, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; und werden die Worte der heiligen Schrift scharfsinniger erforscht, so finden sich darin alle Geheimnisse Christi (*Sacramenta Christi*) umfaßt und vorbedeutet (*signata*): Die Menschwerdung, der Lebenswandel (*singularis ejus et specialis in hac vita conversatio*), das Leiden und Sterben, die Auferstehung, Himmelfahrt, die Sendung des heiligen Geistes (*promissa et peracta Spiritus S. descensio*), die zweite Ankunft Christi, die Belohnung der Auserwählten und die Verdammung der Verworfenen (*Damnatio reprobatorum*). Die Bücher der Könige nennt Grimbert die Vollkommenheit und Blüthe königlicher und überirdischer Geheimnisse (*eminentia regalia et coelestium mysteriorum*); das Büchlein Ruth umfaßt eine Unermeßlichkeit von Geheimnissen, alle Sacramente Christi und der Kirche (*Mysteriorum immensitate extenditur*), und die Geschichte Gideons begreift unzählige Schätze von Geheimnissen (*innumeris referta pollet mysteriorum thesauris*). Daher ist die Ergründung des geheimen Sinnes (*sensus arcanus*) der heiligen Schriften sein einziges Ziel, keineswegs aber die Gedanken und Gefühle der uralten Verfasser

¹⁾ Prolog. ad Libr. Reg. p. 167 — 168. 327.

²⁾ Ibidem, p. 447. 462.

derselben zu erforschen. Dies nennt er die heilige Schrift geistig auffassen und verstehen (*spiritualis intelligentia*). Dieser Sinn gibt der Seele wahren Hochgenuß, wogegen der fleischliche Verstand derselben den wahren, höheren Sinn ertödtet (*sacrae scripturae intellectus carnalitatis pinguedine retunditur*). Aus diesem Grunde nun ist bei Grimbert Alles allegorisch-mystische Auffassung und Darstellung auf das alt- und neutestamentliche Gesamtwesen, auf Judenthum und Christenthum bis in die geringsten Eigenheiten ge- deutet. In bewunderungswürdigem Scharfsinne schwebt seine üppi- ge Phantasie von einer Allegorie zur Andern, so daß ein und das- selbe hebräische Wort nach allen zukommenden Begriffen unerschöpf- ten Stoff zu stets neuen Allegorien und Wendungen gibt. Grim- berts Bibel-Commentare sind ein Meer von Allegorien und Vor- bildern der Bibel, und er muß sie größtentheils, belebt vom Geiste der Mystik in hochdichterischer Gemüthsstimmung, so zu sagen im- provisirt haben. Ueberhaupt schrieb Grimbert den größeren Theil nicht selbst auf das Pergament; sondern er dictirte ihn einem Klo- sterbruder, deren einer ihm immer zu diesem Geschäfte auf Anord- nung des Abtes zu Gebote und zur Seite stand. Einige biblische Erörterungen, vor den Nonnen in Admont und St. Georgen ge- halten, haben ihm einige derselben, wir vermuthen die lateinver- ständigen und gebildeteren Jungfrauen Regilinde und Trmengarde, unmittelbar aus seinem Munde nachgeschrieben; so wie auch die vollständigen Handschriften der genannten Bibelcommentare Grim- berts, welche in der Admonterbibliothek bewahrt werden, von eben diesen geweihten Jungfrauen verfertigt worden sind. Die ungemeine Schnelligkeit, mit welcher Grimbert Commentare von so mächtigem Umfange oft in wenigen Monaten vollendete, läßt mit Recht ver- muthen, daß er Jahre lang früher beim Lesen und Wiederlesen desselben biblischen Buches seine allegorischen Vermuthungen kurz aufgezeichnet, und erst nachher in Stunden mystischer Begeisterung dem Klosterbruder bestimmter und umständlicher in die Feder dic- tirt habe ¹⁾. Wir bedauern endlich den Verlust von Grimberts zahlreichen homiletischen Vorträgen, welche noch, in einen mächti- gen Band gesammelt, der gelehrte Mülker-Benedictiner, Bernhard Pez, zur Herausgabe vor sich gehabt hat, und wegen des Schmucks der darin enthaltenen Gelehrsamkeit hoch anrühmt.

¹⁾ Prolog. in Libros Regum. p. 525 — 526. ad Judices. Pez. ibid. p. 132.

An theologischer Gelehrsamkeit und Bildung stand Abt Gottfried I. seinem Bruder, Abt Trimbart, gleich; waltete bei diesem die üppigreiche Phantasie vor, so bewährte Gottfried vorherrschenden Verstand. Gottfried war anfänglich Benedictiner zu St. Georgen im Schwarzwalde, dann wegen allbekannter Tugend und Gelehrsamkeit im Jahre 1130 Abt zu Weingarten; von wo er sich aber im Jahre 1138 wieder zurückbegeben und das Amt eines Stiftspriors in St. Georgen bis zur Berufung als Abt nach Admont im Jahre 1139 getragen hat. Er brachte Admont zur schönsten Blüthe und zu allgemeiner Anerkennung in Oesterreich, Steier, Kärnten, Salzburg, Baiern und Deutschland. Unter ihm waren ausgezeichnete Priester und Nonnen, so daß dreizehn derselben als Aebte in andere Stifte berufen worden sind. Gottfrieds Ansehen und Einfluß am Hochstifte zu Salzburg war von entscheidendem Gewichte. Auf seine Empfehlung ward der edle Abt zu Biburg, Eberhard I., zur erzbischöflichen Würde gerufen. Gottfried stand in großer Hochachtung bei Fürsten und Edlen seiner Zeit, bei den Gelehrten in allen Ländern umher; mit den meisten derselben stand er in brieflicher und persönlicher Verbindung, insbesondere mit dem berühmtesten Theologen und Schriftsteller Bajoariens, nämlich mit dem Propste Gerhoch von Reichersberg. Abt Gottfried starb zu Admont im Juni des Jahres 1165. Er hinterließ Homilien auf alle Sonn- und Fest-Tage in der damals gewöhnlichen kirchlichen Feierordnung, und Erklärungen mehrerer einzelner Stücke aus verschiedenen Büchern der heiligen Schrift. Zum Zwecke der Erbauung seiner Stiftsgeistlichen geschrieben und gehalten, befolgt er durchaus mystische Auslegung voll Allegorien, Tropologie und Analogie, und Alles der Sittenbesserung anpassend, beugt er oft gewaltsam den Sinn biblischer Sätze. In Uebersetzung hebräischer Eigennamen, um den mystischen Sinn der Schrift daraus zu entziffern, hält er es eben so, wie sein Bruder Trimbart, jedoch fester an einer und derselben Bedeutung. Er befolgt genau die Form der kirchlichen Homilie; der Verstand herrscht vor und rhetorische Pathetik mangelt diesen Erklärungen gänzlich. Seine Moral ist stets von religiösem Geiste begleitet und hält zwischen starrer Strenge und Gleichgültigkeit einen vernünftigen Mittelweg. Die Beichte, Buße, Genuß des Altars sacramentes und Besserung sind dabei stets wiederkehrende Gegenstände der eifrigsten Anempfehlung. Trefflich sind seine Lehren, wie die Prediger beschaffen seyn und wie sie ihre Vorträge einrichten sollen. Die Vorstellungen vom Teufel

und dessen Verhältniß zum Menschen sind ungemein stark ausgesprochen; wohlwollend, ermunternd und hoch seine Ansichten von Natur und Wirksamkeit der Engel Gottes. In der Lehre von der Gnade und Vorherbestimmung folgt er ganz dem heiligen Augustinus. Die unbefleckte Empfängniß Mariä gibt er nicht zu und er unterwirft sie, eben so wie alle Menschen, der Erbsünde. Uebrigens hegt er von ihr hohe Ansichten und tiefe Verehrung.

Die Werke der Aebte Gottfried und Grimbert enthalten folgende theologische Hauptideen. Die Epochen der Menschheit sind drei: vor dem Gesetze, unter dem Gesetze, unter der Gnade. Der Mensch besteht aus Körper, Seele und Geist. Die heiligen Schriften des alten und neuen Bundes und deren unerschöpfliche Geheimnisse sind Quelle alles geistigen Lebens und höheren Sinnes. Die Erbsünde hat Christi Versöhnungsoffer von der Menschheit gehoben; und dieses Opfer begreift die Fleischwerdung, Geburt, das Leben, Leiden, den Tod, die Auferstehung und Himmelfahrt Jesu in sich. Dazu sind nun auch die Nachfolger der Patriarchen und Propheten, die Apostel und die Lehrer der Kirche; dazu ist statt der alten Beschneidung die Taufe, vor deren Empfange jeder Mensch ein Sohn der Ungerechtigkeit und Abtrünnigkeit ist; dazu ist die Einsetzung der Kirche und der hoffende Zustand derselben in der Gegenwart und im Kampfe; und in ihrer katholischen Einheit (*catholicae ecclesiae unitas*) gibt es nur Einen apostolischen Glauben, außer welchem Alles andere Ketzerei und Trennung (Spaltung) ist. Vor Christus war daher auch der Zustand der Patriarchen und Väter ein ungewisser und trauriger. Das Geheimniß seines Fleisches und Blutes hat Christus seinen Aposteln hinterlassen: Dieses ist die Sättigungsspeise der Gläubigen. Ein getreues, unständliches und aufrichtiges Sündenbekenntniß mit demüthiger Buße sichert dem Menschen, nach Inhalt der heiligen Schriften, vollkommene Sündenvergebung zu. Das Geheimniß der Beichte steht unter dem Schutze tiefer Verschwiegenheit. Glaube, Hoffnung und Liebe sind der Grund aller christlichen Werkthätigkeit. Liebe zu Gott und den Nächsten ist das erste Gebot. In Einheit des Glaubens und der Liebe schließen sich alle Gläubigen und Auserwählten zur ewigen Gemeinschaft zusammen. In Haltung der zehn Gebote und des Evangeliums ruht die Kirche und jede gläubige Seele. Das Menschenleben ist ein thätiges und ein beschauliches, (geistiges, *contemplativa, spiritualis*). Wer Beides verbindet, schafft sich reinen Seelenfrieden, überwindet alle Versuchungen und Fehler,

und erhöht sich zur wahren Vollkommenheit. Die guten Geister, die Engel, streben, den Menschen zum Leben zu erhöhen; die bösen Geister aber (der Teufel) denselben unbarmherzig zum Tode (Verderben) zu reißen. Der alte Drache aber ist am Kreuze Christi erstickt worden. Gegen Versuchungen hat der Mensch geistige Waffen: Enthaltbarkeit, Wachen, Gebet, Betrachtung, mit welchen er, gestützt und beschirmt von Gottes Arm, siegt. Das Leben der Geistlichen und Religiosen soll in Vollkommenheit das aller anderen Menschen weit übertreffen; es soll eine ununterbrochene Sonntagsfeier seyn. Mit dem furchtbaren jüngsten Gerichte, mit der Belohnung der Auserwählten und mit Verdammung der Verworfenen trifft das Weltende durch Verzehrung in Feuerflammen (*incendium mundi pereuntis*) zusammen. Die Kirche begann schon vor Christus; sie ist theils auf Erden, theils im Himmel. Auf Erden ist bei der heiligen Mutter, in der Kirche, der Papst Stellvertreter Jesu Christi, welcher von den Gliedern Christi, den gläubigen Söhnen der Mutter, hochgeachtet, geehrt und erhoben wird, aber auch die Wahrheit Christi mit Worten lehren, mit Werken bekräftigen und, wie Christus selbst, Demuth in Worten und Werken bewähren soll. Die römischen Päpste haben ihre Gewalt theils von Christus, theils von Kaiser Konstantin dem Großen erhalten. Im Himmel beginnt die ewige Gemeinschaft, die ewige Kirche Gottes. — Eigenthümlich ist dem Abte Grimbert folgende Doxologie, womit er seine Erklärung des Buches Ruth schließt: *Benedictio Incarnato, Claritas Nato, Sapientia Baptizato, Gratiarum actio Passo, Honor Resurgenti, Virtus Ascendenti, Fortitudo Christo, omnia justa judicanti in saecula saeculorum. Amen.* — Die Homilien des Abtes Gottfried hat gleichfalls der gelehrte Benedictiner zu Mölk, Bernard Pez, zuerst im Drucke bekannt gegeben ¹⁾.

Die Lebensbeschreibung des Erzbischofes Gebhard von Salzburg, und die erweiterte Chronik von Admont. An diesem Werke haben zwei Verfasser gearbeitet. Daß es Beide einheimische Mitglieder des Stifts Admont gewesen sind, erhellt aus zahlreichen Ausdrücken und selbst aus ihrer Kenntniß der Stiftsurkunden. Der Verfasser der obengenannten admontischen Chronik scheint mit dem Verfasser der Biographie des Erzbischofes

¹⁾ Ven. Godefridi, Abb. Admontensis, praestantissimae Homiliae in Dominicis et Festa — edidit Bern. Pez. Augustae Vindel. 1725.

Gebhard eine und dieselbe Person gewesen zu seyn; gewiß aber hat der Eine des Andern Werk vor Augen gehabt, weil sie in so vielen Stellen wörtlich übereinstimmen. Um das Jahr 1259 scheint der erste Verfasser, des Erzbischofs Lebensbeschreiber, geendet zu haben. Die Fortsetzung seiner Arbeit durch einen Andern bewährt sich auch in den dort beginnenden Schriftzügen einer anderen Hand. Man kann das ganze Werk nicht so sehr eine Biographie des Erzbischofs Gebhard nennen, als vielmehr eine kurze Lebensbeschreibung aller Nachfolger desselben bis auf den Tod des Erzbischofs Eberhard II., und eine Geschichte des Stifts Admont, dessen Äbte von Arnold bis auf Heinrich II. nach der Ordnung mit Schilderung ihres Charakters und ihrer Verdienste um das Stift selbst, so wie auch mehrere in Wissenschaft ausgezeichnete Mitglieder desselben aufgeführt werden. Das Werk bricht in Mitte der Aufzählung der vom Abte Heinrich II. dem Stifte zugebrachten Besitzungen und Rechte ab. Aus einer Hindeutung auf das Jahr 1290 erhellt, daß der zweite Verfasser zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts geschrieben habe. Der erste Verfasser zeigt Gewandtheit in der heiligen Schrift, mit deren Aussprüchen er das Lob des Salzburgermetropolitens und der admontischen Äbte durchwebt. Im ersteren Lobpreise beherrscht ihn ganz der strenghierarchische Geist, und in den Handlungen der Erzbischöfe von Salzburg, Gebhard, Thiemo, Konrad I., Eberhard I., Konrad II. und Adalbert II. erscheint ihm als das Größte und Bewunderungswürdigste, daß sie, als Vertheidiger Christi und der Kirche, als unerschütterliche Säulen der Kirche, als getreuanhängliche Vertheidiger der römischen Kirche und der katholischen Wahrheit, mit unerschütterter Standhaftigkeit die Freiheit der Kirche gegen die weltliche Macht beschirmt haben. Doch bleibt ihm zweifelhaft: ob K. Heinrich IV. von Papst Gregor VII. mit Recht oder Unrecht gebannt worden sey? Weil jedoch das Oberhaupt der Kirche diesen furchtbaren Ausspruch gethan habe: müsse man sich demselben gläubig unterwerfen. Die in der Kirche zu Admont hinterlegten Stiftsurkunden (*in sacrario ecclesiae debita veneratione conservantur reposita*) sind die Quellen der meisten in diesem Werke enthaltenen Angaben gewesen; und wo er irrigerweise der bloßen Sage nachgeschrieben hat, nämlich: daß der größte Theil von Ungarn der Salzburgermetropole zur Zeit des Erzbischofs Gebhard entrissen worden sey, wird diese unzuverlässige Quelle auch bezeichnet (*dicitur*). — Die hier besprochene Lebensbeschreibung des Erzbischofs Gebhard ist durch den

Druck bekannt gemacht worden von Heinrich Canisius und von Johann, Abt zu Lambach im Lande Desterreich ob der Enns ¹⁾.

Der Verfasser der admontischen Chronik. Die sogenannte admontische Chronik ist von einem unbekanntem Mitgliede des Stifts Admont verfaßt worden. Die Angaben bei den Jahren 1088, 1101, 1102 und 1235 deuten unwidersprechlich auf einen einheimischen Verfasser. Der größere Theil vom Anfange bis zum Jahre 1205 ist von Einem und Demselben, wie die ununterbrochen gleichen Schriftzüge beweisen. Hierauf folgt die Fortsetzung bis zum Jahre 1250 in verschiedenen Schriftcharacteren, worunter sich auch Zusätze aus viel späterer Zeit befinden. Die einzige autographische Handschrift befindet sich in der Stiftsbibliothek zu Admont; und man muß bedauern, daß derselben mehrere Blätter entweder aus Böswilligkeit oder aus sorglosem Unverstande entnommen worden sind. Als Quellen über die früheren Jahrhunderte gebrauchte der erste Verfasser die vom S. Hieronymus fortgesetzte Chronik des Eusebius, die von Rufinus fortgeführte Kirchengeschichte des Eusebius, den Theophilus Paskalis und die Chroniken des Jordanes, des ehrwürdigen Beda und des Abts Regino. Der präziseste Chronikenton wird bis zum Jahre 1037 behauptet; von dort an behandelt er die Begebenheiten, insbesondere jene, welche das Stift und die Abte zu Admont, die Geschichte der Erzbischöfe zu Salzburg, den Kampf zwischen der Kirche und weltlichen Gewalt, und Begebnisse des deutschen Reichs betreffen, etwas weitläufiger, ohne sich jedoch vom Geiste einer Chronik zu entfernen. Der Verfasser kennt und achtet von den classischen Alten und von den heiligen Vätern, den Asinius Pollio, Virgil, Horaz, Ovid, Messala Corvinus, Livius, Drosius, Fenestella, Statius, Lukanus, Persius, Joseph Flavius, Quintilian, Seneka; Hermes, Origenes, Irenäus, Symmachus, Theodotion, Hilarius, Augustinus, Hieronymus, Gregor den Großen, Cassiodor, Priscianus, Rabanus Maurus. Er gibt hie und da auffallende Nachrichten, wie: daß Pontius Pilatus sich im Jahre 41 selbst entleibt, daß der S. Matthäus sein Evangelium im Jahre 42 hebräisch geschrieben habe; daß der S. Rudbert im Jahre 623 als Apostel der Moriker gestorben sey. Endlich trägt diese Chronik den Geist ihrer Zeiten vorzüglich darin, daß sie sich dem Wunderglauben, wie z. B. dem

¹⁾ Henr. Canisii Lection. Antiqu. T. IV. p. 1227 — 1252. — Joann. Abb. Lambac. Augustae Vindel. 1619.

plötzlichen Verschwinden einer steinernen Brücke sammt Kirche in Erfurt, den unzähligen Wunderthaten (*innumera miracula*) bei den Gräbern der frommen Kirchenhirten zu Salzburg, Virgil, Vital, Hartwig, Eberhard I. und des Abts Berthold zu Steiergarsten hingibt, und vorzüglich die Sonnen- und Mondesverfinsterungen, wie auch andere außerordentliche Erscheinungen in der Natur, unter Menschen und Thieren aufzeichnet. — Der gelehrte und unermüdete Erforscher einheimischer Geschichts-Documente, Hieronymus Pez, Benedictiner zu Mölk, hat diese Chronik aus der admontischen Urschrift zuerst in Druck gegeben im Jahre 1725 ¹⁾.

Ottokar von Steiermark, gewöhnlich von Horneck zugeannt, war im Lande Steiermark ungefähr um das Jahr 1253 geboren. Er selbst nennt die Steiermark sein Vaterland, und er bewährt seine vaterländischen Gefühle durch die regste Theilnahme an den Geschicken und an allen Begebnissen desselben. Lazius war der Erste, der ihm den Zunamen „von Horneck“ gab, ohne genügende Beweise wirklicher Abstammung aus dem Geschlechte der Edelherrn von Horneck beizubringen. Bleibt nun dies gleich ungewiß, so bewährt der Geist, welcher Ottokars Reimchronik durchweht und belebt, unzweifelhaft seine Abstammung aus ritterlichem Geblüte des Steirerlandes. Ungewiß wo, genoß er in seiner Jugend besseren Unterricht unter Leitung des Meistersängers Konrad von Rotenberg, welcher längere Zeit an Manfreds Hofe in Italien in vorzüglicher Achtung gelebt hatte. Frühzeitig war Horneck in Gunst und Freundschaft des Edelherrn Otto von Liechtenstein-Murau gekommen und dessen Edelknecht geworden, nachdem dieser im Jahre 1260 auf der Hochzeitsfeier des ungarischen Königssohnes mit der brandenburgischen Markgräfin, von K. Ottokar den Ritterschlag erhalten hatte. Im Hause und in der Umgebung des reichen und angesehenen Herrn von Liechtenstein kam Ottokar von Horneck in vielfache und engere Berührung mit dem öffentlichen Leben. Daher erscheint bei ihm so warme Theilnahme an den Geschicken seines Vaterlandes in dem Tone seiner Reimchronik, in welcher er vorzüglich die Epoche des Königs Ottokar von Böhmen, als gewaltigen Herrschers voll Glanz, seine Unthaten, Uebermuth und Tyrannei abschreckend, und seinen Fall als nothwendige Strafe derselben schildert. Als er mit Otto von Liechtenstein in das Feldlager K. Rudolfs von Habsburg kam, war er

¹⁾ Hieron. Pez, *Scriptores Rerum Austriac.* T. II. p. 151—199.

ungefähr 24 Jahre alt. Da nahm er Theil an der denkwürdigen Schlacht am Weidenbache, 26. August 1278, und blieb dann längere Zeit im kaiserlichen Gefolge. Zwischen den Jahren 1279 und 1284 war sein Gönner Otto von Liechtenstein steirischer Landeshauptmann. An seiner Seite lernte Horneck die Verhältnisse des Steirerlandes unter dem neuen Herrn Herzog Albrecht I. genauer kennen, sowie den hochstrebenden Ehrgeiz des staatsklugen Abts Heinrich II. von Admont. Im Jahre 1288 war er in Salzburg Zuschauer der feierlichen Erhebung und Uebertragung der Gebeine des heiligen Virgilius unter Zusammenfluß unzähliger Gläubigen. Im Jahre 1291 wohnte er der Krönung des ungarischen Königs in Weissenburg bei. Im Jahre 1306 befand er sich zu Prag bei der feierlichen Verlobung des Herzogs Rudolph IV. mit der Witwe des ermordeten Königs Wenzel und bei der Belehnung des Herzogs mit Böhmen. Ungefähr im Jahre 1318 scheint Horneck gestorben zu seyn.

Die Idee, eine Schilderung der Weltreiche bis zum Tode Herzogs Friedrich des Streitbaren in deutschen Reimen zu schreiben, mag Ottokar schon frühzeitig gefaßt und zu diesem Zwecke alle ihm zugänglichen lateinischen Chroniken fleißig gelesen und durchstudirt haben. Die Ausarbeitung selbst hat er wahrscheinlich in den Jahren 1290 bis 1295 vollendet. Der allgemeine Beifall bewog ihn dann, sein Werk noch weiter herab zu verfolgen; so daß es in drei sichtbaren Abtheilungen die Gestalt erhalten hat, in welcher wir es noch heute besitzen. Für die Glaubwürdigkeit und Wahrheit des aus den letzteren Jahren von ihm Erzählten sprechen die besten Gründe, daß Horneck größtentheils den Begebnissen gleichzeitig und oft Augenzeuge derselben war; daß er in der Lage gewesen, über alles Anderweitige die Berichte der Gleichzeitigen, der Augenzeugen und der Theilnehmer einzuholen; daß er dieses auch gethan habe, darauf deutet er in seiner Arbeit selbst öfters hin; endlich daß er unverhohlen auch angibt, wo er nicht solchen Gewährsmännern, sondern allein nur der Sage nacherzählt.

Der Inhalt des noch vorhandenen Theils der Reimchronik umfaßt die Zeiten des Verfassers selbst. Das südöstliche Deutschland ist der Hauptschauplatz, von wo er den Blick öfters durch die Verbindung mit den übrigen Gebieten des Kaisers auf das ganze Deutschland, insbesondere auf die rheinischen Lande, und hinunter seitwärts zu den reichen flandrischen Städten wendet. Auf der andern Seite im Osten ist seine Heimat in Verhältnissen mit Ungarn

und den slovenischen Staaten, im Süden mit Venedig und Rom. Der Beginn des Werkes macht es nothwendig, daß in Neapel und Sicilien wie auf dem mittelländischen Meere verweilt wird. Den Norden von Deutschland und überhaupt von Europa berührt er gar nicht; im Westen nur Frankreich, Spanien selten. Das Ende christlicher Herrschaft an der syrischen Küste war zu bedeutend, um von dem Geschichtschreiber damaliger Zeiten übergangen zu werden; übrigens liegt Asien in ziemliches Dunkel gehüllt. In einer kurzen Vorrede spricht Horneck von der Veranlassung seiner Arbeit. Dann schildert er die traurige kaiserlose Zeit, wo die Herren des Reichs, so Pfaffen als Laien, ihre Hände nach Gütern und nach Vernichtung von Freiheiten ausstreckten, die päpstliche Gewalt verderblich eingewirkt und mit erbitterter Rache das Geschlecht der Weiblinger bis zum letzten Sprossen Konradin verfolgt, aber dadurch auch gegen sich selbst die Nemesis erregt hatte. Hierauf erzählt er, wie Ungarn, Böhmen, Baiern und die Verwandten des letzten Babenbergers sich um Oesterreich und Steier gestritten hatten. Dann folgen Kap. 44 — 100 die Begebnisse bis auf K. Rudolph von Habsburg, Kap. 101 — 165 auf K. Ottokars Tod, Kap. 166 — 202 auf K. Rudolphs Tod und die Belehnung H. Albrechts I. und des habsburgischen Hauses mit Oesterreich, Steier, Krain und der slovenischen Mark, Kap. 203 — 243 die Vorfälle in Böhmen und in den Nachbarländern, Kap. 244 — 316 die Begebnisse in Ungarn und H. Albrechts ersten Kriege, Kap. 317 — 380 die Vorfälle bis zum Tode K. Rudolphs I., Kap. 381 — 547 das Jahr 1291 und die Erwählung K. Adolphs von Nassau, Kap. 548 — 632 die Begebnisse der fünf darauf folgenden Jahre, Kap. 633 — 687 die Absichten des H. Albrecht auf den deutschen Kaiserthron und deren glücklicher Erfolg, Kap. 688 — 733 die Thaten des K. Albrecht I. bis zur Unternehmung gegen Böhmen, Kap. 734 — 804 die Vorfälle bis auf des K. Albrecht Tod, Kap. 805 — 830 die Geschichten bis zur Bestätigung Friedrichs des Schönen als Herzog in Oesterreich und Steier. Ob Ottokar von Horneck die im 437. Kapitel versprochene Geschichte der Päbste wirklich geschrieben und hinterlassen habe, ist unbekannt. — Ottokar von Horneck bewährt eine für seine Zeit höhere, mit vielen Kenntnissen ausgestattete Bildung und reiche Belesenheit, besonders in den Werken der sogenannten Minnesänger, Wolfram von Eschenbach, Tristran, Heinrich Frauenlob, Hermann von der Rue, im Nibelungenliede, in der heiligen Schrift, in Heiligenlegenden, Chroniken u.

v. a. ¹⁾. Seine Schilderungen sind von lebendiger Naturwahrheit, voll Bewegung und Mannigfaltigkeit. Im Epischen seines Werkes erinnert er überall an die göttliche Gerechtigkeit, welche denjenigen ereilt, der sich der Welt zu eigen gibt, das heißt, dem unächtlichen und ungöttlichen Treiben der Menschen, den unreinen Gefühlen der Selbstsucht und Anmassung, dem frechen Verlehen der Menschen- und Völkerrechte, dem Prunken mit Willkür und der wahnsinnigen Vorstellung, als habe Gott selbst einzelnen Menschen zur Unterdrückung ihrer Mitbrüder Gewalt verliehen. Beweise hiervon sieht er in der Strafe der Mörder des Prinzen Konradin und in dem schrecklichen Falle des K. Ottokar von Böhmeim ²⁾, in dem blutigen Ende K. Albrechts I., des Abts Heinrich II. von Admont, und in den tragischen Geschehnissen der Könige von Ungarn und Böhmeim.

Im Ganzen ist Horneck in seiner Schreibart fein, launig, ironisch, naiv, witzig, artig, ernst und bieder, sprüchwörtlich und reich an Reflexionen. Im vollen Besitze des ganzen Reichthums der deutschen Sprache setzt er seine Verse mit Leichtigkeit hin, und in größtentheils kurzen Sätzen nähert er sich oft der schönsten Verflechtung prosaischer Wortstellung und einem sehr vielseitigen Ausdrucke. In der Charakteristik ist Ottokar sehr treffend, scharf und lebendig, und alles bewährt die regsten Gefühle für Frauentugend, Biederkeit, echte Ritterlichkeit, Frömmigkeit und edle Geistesbildung.

Dies ist unser Urtheil nach den Eindrücken, welche eine erste und zweite Durchlesung seiner Chronik auf uns gemacht hat. Wir setzen hieher auch die Ansichten eines der neuesten deutschen Beurtheiler, des gelehrten G. G. Servinus, welcher sagt: „Der Geschmack an historischen Gedichten breitete sich seit dem vierzehnten Jahrhundert über ganz Deutschland am schnellsten aus; und wir finden sie gerade an den, den Niederlanden entgegengesetzten äußersten Gränzen Deutschlands im Nord- und Südosten. Am Bekanntesten ist die österreichische Chronik des Ottokar von Steiermark. Ehe er sie verfaßte, hatte er schon eine Weltchronik geschrieben bis auf K. Friedrich II.; wäre sie uns bekannt, so würden wir zuverlässig in ihr schon einen Gegensatz zu Ennenfels Stoff und Manier finden, wenn auch nicht so schroff wie in jenem späteren und bekannteren Werke (Anf. des vierzehnten Jahrhunderts). Hier

¹⁾ Kap. 68, 85, 96, 161, 174, 177, 201, 311, 330, 376, 411, 434, 754, 803.

²⁾ Kap. 164.

„geht alles auf die Zwecke der Geschichte hinaus, und Schade, daß
 „Ottokar keine Prosa vorfand. Bei seinem Talente und seiner
 „Richtung, seiner Erfahrung und seiner scharfen politischen Farbe
 „hätte es nicht fehlen können, daß wir ein Geschichtswerk von ihm
 „erhalten hätten, welches wir den Vulgargeschichten der Italiener
 „und Franzosen doch einigermaßen hätten vergleichen dürfen und
 „wenigstens mit mehr Recht, als das, was das vierzehnte Jahr=
 „hundert dieser Art bei uns hervorbrachte. Leider aber war es ein
 „Unglück, das unsere deutsche Poesie durch ihre ganze Dauer ver=
 „folgte, daß nur selten im rechten Maße die Sprache der Prosa
 „und die der Poesie ausgebildet und von einander geschieden ward.
 „So sehen wir denn hier Verse und Reime an eine unverträgliche
 „Materie verschwendet, und es ist in dem guten Ottokar sehr we=
 „nig Anlage, seinen Vortrag poetisch zu heben. Die freiere Bewe=
 „gung und das Behagen des Ennenkel sind ganz verschwunden.
 „Kein Zug erinnert mehr an die Behandlungsart und Gewandt=
 „heit der früheren Dichter. Wenn er bei Ottokars Tod über die
 „Gerechtigkeit und Vergänglichkeit der Welt Betrachtungen anstellt,
 „wenn er den Verlust von Ptolemais und den Untergang so vieler
 „frommen Christen beklagt, so versucht er auf dem Cothurne der
 „epischen Dichter zu schreiten; aber wie nüchtern und trocken kommt
 „es heraus, wie entfernt von dem Feuer, zu dem sich selbst andere
 „Chronikendichter bei solchen moralischen oder frommen Ergießun=
 „gen erheben. Er behauptet zwar die subjektive Manier der rit=
 „terlichen Romantiker, er vergleicht, er citirt ihre Abenteuer, er
 „borgt ihre Ausdrücke, er ahmt sie in Kampf- und Prachtschilde=
 „rei nach, er nimmt die jetzt stehenden Themata der Minnedich=
 „ter auf (wie wenn z. B. um die Allmacht der Liebe zu schildern,
 „die historischen Beispiele des Salomo und Samson angeführt wer=
 „den, was jetzt in jedem Dichter einmal vorkommen muß); allein
 „man lese nur seine Liebesscenen, seine minniglichen Gespräche und
 „Spiele, seine Unterredung mit der Minne, ob man nicht sogleich
 „an den plumpen Lautenspieler und Liebhaber der Fabel wird er=
 „innert werden ¹⁾.“

Der Meistersänger Ulrich von Liechtenstein war in Steier=
 mark auf der Feste Liechtenstein bei Judenburg im oberen Mur=
 thale geboren. Seinen Vater, Dietmar von Liechtenstein, und des=
 =

¹⁾ G. Gervinus, Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen.
 II. Theil, zweite Auflage, p. 70—71.

fen Gemahlin Kunegunde kennen einheimische Urkunden vom Jahre 1140 bis 1217. Im Jahre 1219 war er schon verstorben. Ulrich der Sänger hatte noch einen in Urkunden (J. 1191—1259) vielgenannten Bruder, Dietmar; und die Schwester war an Heinrich von Wasserberg verhehlicht. Die erste Hälfte von Ulrichs Leben gehorte der Romantik des Ritterthums und der Dichtkunst, die zweite dem öffentlichen ernstlichen Thun und Treiben der Zeiten und den Geschehen des Steirerlandes an. Anfänglich diente er als Edelknabe einer hohen, schönen Frau; dann kam er in Hofdienste Heinrichs, Markgrafen in Istrien. Nachdem er da Ritterwesen, Frauendienst, Dichten und Singen gelernt hatte, kehrte er nach vier Jahren wieder in die Steiermark heim. Da übte er durch drei Jahre in mannigfachen Turnieren Ritterschaft; weil man nur auf dieser Bahn Frauengunst erwerben konnte. Den Ritterschlag erhielt er zu Wien bei der Vermählung einer Tochter Herzogs Leopold des Glorreichen mit einem Fürsten aus Sachsen. Schon dichtete er Minnelieder auf die hohe Frau, welcher er als Edelknabe gedient hatte, buhlte um ihre Gunst, und ließ derselben durch seine Tante die Flamme seiner Leidenschaft kund thun. Er wurde aber wegen seiner ungestaltet dicken und gespaltenen Lippe verschmäht, als hätte er deren drei am Munde. Sogleich eilte er nach Grätz, um dort seine Lippe beschneiden und gestaltiger machen zu lassen. Diese vom Arzte auf den Maimonat anberaumte Operation und die lange dauernde Heilung bestand er mit Muth und mit ruhiger Geduld. Auf dem Krankenlager dichtete er Lieder an seine auerkorne Dame und über ihre weiblichen Vorzüge. Durch seinen heroischen Entschluß und durch seine Standhaftigkeit ward sie gegen ihn zwar milder gestimmt; ein Büchlein neuer dichterischer Blumen seiner Herzensgefuhle, wie das Anerbieten, ihr Ritter zu werden und ihr Leib und Gut zu opfern, wird zurückgewiesen. Im Jahre 1224 auf der großen Furstenversammlung in Friesach erschien auch Ulrich von Liechtenstein zu tiostiren mit großem Gefolge und in vielfacher Kleiderpracht nach reicher Ritter Sitte; er verstach siegreiche Speere mit Konrad von Souneck, Liutold von Peggau, Huck von Taufers, Hadmar von Kuenringen, Wolfger von Gars, Liutold von Lengenbergs und den Rittern von Königsberg und Lehenberg. Bis zum Jahre 1226 besuchte hierauf Ulrich Turniere zu Leibnitz, in Krain, Triest, in Kärnten und zu Brixen in Tirol. Ueberall hielt er sich seiner auerkornen Dame zu Ehren wacker und erlitt gegen Aldelschalk von Bohen schwere Verwundung an einem Finz

ger, deren zunehmender Schmerz und Verschlimmerung ihn zwang, bei einem geschickten Wundarzte in Bohen Heilung zu suchen. Als er dort der Heilung pflog, fand er Trost an der Bewunderung seiner Ritterlichkeit durch eine ihm unbekannte Dame, welche ihm Bücher zur Unterhaltung sendete und für die er auf eine italische Sangweise einen deutschen Text dichten mußte, wofür er dann mit einem niedlichen Hündchen beschenkt worden ist. Auf die Nachricht eines großen Tostirens in Friesach eilte er mit noch ungeheiltem Finger dahin; nahm, zum Stechen unfähig, die Stelle eines Botens seiner auserkornen Dame an und vertheilte an die ritterlichen Sieger, welche mehr denn 250 an der Zahl, sein Hündchen, Ringe, Schnallen und Gürtel, mehr denn 30 Marken Silbers werth, im Namen seiner Dame. Auf allen diesen ritterlichen Fahrten unterließ Ulrich keine Gelegenheit und Muße, die Gefühle seiner Minne, und Schönheit, Tugend und Ruhm seiner Dame in Liedern auszusprechen und sie derselben zu senden. Diese fühlte zwar in diesen Blüthen den Duft der Liebe, verbat sich jedoch fest und beharrlich alle Zudringlichkeit zu gemeiner Minne. Im Jahre 1226 machte er sich auf zur Pilgerfahrt nach Rom, blieb daselbst 60 Tage und kehrte nach Ostern wieder in die Heimat her, ritterlich nun wieder von einem Turniere zum andern im Lande umher fahrend, unerschöpftlich im Liederdichten, allein nur für seine Dame, welche ihn auch jetzt eben so wenig erhörte, als zuvor. Als er vernahm, wie seine Dame die Verstümmelung eines Fingers an seiner Hand bei einem Turniere zu ihrem Ruhme nicht glauben wolle, ließ er sich durch seinen Freund Ulrich von Hasenbach den gelähmten Finger abhauen und sendete ihn, in schönem Schreine mit Sammt umwunden, der Dame mit einem gemüthlichen Liede zu. War sie nun auch jetzt nicht zu Gunst und Minne zu bewegen und nicht gerührt durch Ulrichs neues elegisches Lied, so blieb er doch standhaft mit Lieb und Treue ihrem Dienst ergeben. Im Jahre 1227 that er seiner Dame kund, daß er in der Verkleidung als Königin Venus durch die Lande reiten und alle Ritter auffordern werde, ihr zu Ehren und Dienst einen Speer mit ihm zu verstechen. Zu Venedig rüstete er sich dazu in ritterlicher Romantik mit kostbarer Pracht, mit ausgewählten reichen Kleidern und mit Geleitschaft eines stattlichen Hofstaats und zahlreicher Knappen, Marschall, Koch, Musiker u. dgl. Am St. Georgentage 1227 brach er in Venedig nach Mestre auf und zog in dreißig Tagen über Treviso, Plat, Schetschin, St. Ulrich, Clemmun, Kluse, Tor, Villach, Feldkirchen, St.

Veit, Friesach, Schäufling, Judenburg, Knittelfeld, Leoben, Kapfenberg, Mürzzuschlag, Gloggnitz, Neunkirchen, Neustadt, Dreiskirchen, Wien, Neuburg, Mistelbach, Velsberg, — bis an die Thaja — turnierte in Ruhrt und Tost überall mit einheimischen und fremden Rittern, mit dem Grafen Mainhard von Görz, Lantfried von Eppenstein, Ulrich von Mureck, Hermann von Plintenbach, Otto von Spengenberg, Heinrich von Lienz, Herman Schenk von Osterwitz, Karl von Finkenstein, Swicker von Frauenstein, Rudolph von Raß, Gottfried und Arnold von Hafnerburg, Karl, Ulrich und Bernhard von Treben, Reinher von Eichelberg, Jakob vom Berg, Konrad von Teinach, Rudlin von Rußberg, Gundaker von Frowenstein, Heinrich von Greisensfels, Ortolph von Osterwitz, Wiskard von Karlsberg, Engelram und Engelbrecht von Straßburg, Sigfried von Sachsen, Konrad von Nideck, Otto und Dietrich von Buchs, Ilsum von Schäufling, Dietmar von Steier, Sigfried von Torsul, Wulfing von Stubenberg, Otto von Buchowe, Ottokar Träg, Siboto von Reichensfels, Siboto von Birchenberg, Ortolph von Grätz, Dffo und Heinrich von Pütten, Berthold von Emmerberg, Wulfing von Harschendorf, und mit noch gar vielen Anderen im Lande Desterreich dies- und jenseits der Donau. Er verstaß da zu Ehren seiner Dame über 300 Speere, und beschenkte alle Ritter, die ihn im Buhurd überwunden hatten, jeden mit einem goldenen Ringe, welcher die Macht haben sollte, an dem Finger der auserkornen Dame Huld und Minne in ihr hervorzubringen. Derjenige Ritter aber, welcher von Ulrich niedergestreckt wurde, soll dagegen gehalten seyn, seine Geleitschaft und Pferde zu verpflegen. Ueberall, wo Ulrich hin kam, ward er mit Neugierde gesehen, mit ritterlicher Galanterie empfangen, welches er selbst mit biederer Haltung und mit strenger Uneigennützigkeit erwiderte. Die österreichischen Ritter drängten sich an ihn und wünschten als Dienstmannen, Marschälle, Kämmerer, Amtleute u. dgl. in seine Dienste und Lehen zu treten. Gegen Zachäus von Himmelberg, der, in Mönchskleidern angethan, mit ihm zu stechen beehrte, und gegen Hadmar von Kuenringen, vor dessen Bosheit und Hinterlist ihn Ritter Engelschalk von Kunigesbrunne gewarnt hatte, bewährte Ulrich den Kern ritterlicher Sitte und Gesinnung. Ausgezeichnet und edel war Ulrichs Aufnahme auf der Burg und in der Familie Radolds von Velsberg. An den Gränzen Böhmens verließ Ulrich heimlich sein Geleite, legte die königlichen Frauenkleider ab, eilte bis 25. Mai 1227 nach Wien zurück, und von dort nach Steiermark auf

sein Schloß Liechtenstein. Auch Frauengunst und sprechende Andeutungen derselben empfing Ulrich auf dieser Fahrt. Er wies jedoch alle Anforderungen standhaft zurück, im ganzen Wesen und in allen Gefühlen nur seiner erkornen Dame allein treu ergeben. Sie selbst gab ihm darob dennoch ihren Groll zu erkennen und stellte ihn auf die Probe, die er standhaft bestand, so daß er endlich ihren Beifall und ihre Gunst errang. Noch bestand er ihre harte Forderung, als aussätziger Bettler an der Pforte ihrer Burg mehrmals zu erscheinen und ihre wortbrüchige Laune geduldig zu ertragen. Als ihm endlich auf sehr gefährlichem Wege eine nächtliche Zusammenkunft mit ihr auf ihrer Burg vermittelt worden war, mußte er doch ohne Erfüllung seiner Wünsche von dannen gehen. Demungeachtet forderte die Dame von ihm eine Pilgerfahrt in das heilige Land über Meer. Ulrich hatte sich dazu wirklich entschlossen und bereitet; allein die Fahrt unterblieb, bis er endlich nach fester Treue durch dreizehn Jahre allen Ritterdienst seiner Dame im Jahre 1233 heimsagte. Während all dieser Zeit hörte Ulrich nicht auf, Weiberschönheit, Tugend und der Minne Süßigkeit zu besingen, und durch seine Gesänge auf den edleren Geist der Ritterschaft kräftigst einzuwirken, aller Orten umher bei festlichen Ritterspielen sich einzufinden, zumal da die Minne einer anderen Dame (der Gegenstand neuer Lieder) sein Herz erfreute, seinen Geist und Muth erhöhte. So ging es fort bis zum Jahre 1240. Da machte Ulrich eine neue abenteuerliche Fahrt als König Artus von der Tafelrunde, als von der Unterwelt gekommen, um die Tafelrunde wieder herzustellen, mit Hofstaat, Ministerialen und Reisigen. In Bruck an der Mur turnierte er mit Hermann von Krotendorf, Heinrich oder Lanzelot von Spiegelberg, Drtolf von Mure, Drtolf von Kapfenberg; in Hohenwang mit Iban oder Erchenger von Landesere. Jeder Ritter mußte gegen ihn mannhafte drei Speere brechen, dann ward er in die Tafelrunde aufgenommen und mit einem Namen der Haupthelden derselben begabt. Ulrich ward auf diesem Zuge durch das Mürzthal über den Semmering bis gegen Neustadt überall mit hoher Verehrung und mit einem, Königen gebührenden Feiergepränge empfangen. Herzog Friedrich der Streitbare selbst sendete dem der Unterwelt wieder entstiegenen Könige Boten entgegen mit dem Wunsche, in seine Dienstmansschaft aufgenommen zu werden. Ulrich antwortete ihm ganz als König Artus und versprach dem Fürsten von Oesterreich eine Stelle unter seinem Gesinde, und Land, Leute und reiches Gut dafür zu Le-

hen. Zugleich waren jetzt dem königlichen Zuge österreichische Ritter zugeströmt; Ulrich und Heinrich von Habesbach, Bernhard und Heinrich die Briuzel, Heinrich von Liechtenstein, der Ritter von Meißau; auch der weise Kadold von Welsberg war gekommen in Geleitschaft einer allegorischen Person, der Frau Ehre, welche alle Ritter zu einem großen Turniere nach Krumau einlud. Ulrich zog über Neustadt weiter und hielt zu Kahlleinsdorf ein prunkvolles Ritterspiel, wo er selbst und seine Ritter, Lanzelot, Tristram, Gawan von Liechtenstein und viele Andere trefflich stachen. Herzog Friedrich der Streitbare, der selbst drei Speere mit dem Könige Artus zu verstechen wünschte, lud Ulrichen nach Sinberg, empfing und hielt ihn dort auf das Stattlichste, mahnte ihn aber vom Turniere in Krumau ab aus Besorgniß, der ihm feindselige Böhmenkönig möchte die wackeren Ritter wohl gar als Geißel zurückhalten; und damit Ulrichs Ehre dabei nicht verletzt würde, erließ er ein offenes Verbot im Lande gegen dieses böhmische Turnier. Nach Steiermark heimgekehrt, lebte Ulrich ununterbrochen der trauesten Minne seiner Dame, welches Verhältniß Veranlassung und Stoff zu vielen seiner edelsten Lieder bis zum Jahre 1248 gegeben hat. Ob Ulrich persönlichen Antheil an dem Kampfe mit den Ungarn bei Neustadt, 15. Juni 1246, in welchem Herzog Friedrich der Streitbare sein blutiges Ende gefunden hat, und welches Ulrich so tiefelegisch beklagt, genommen, ist unbekannt. Am 26. August ward Ulrich von zwei Männern, Pilgrim von Kars und Weinhold, auf seiner Burg Frauenburg überfallen, übermannt, in Kerker und Ketten gelegt und ein Jahr und drei Wochen in grausamer Haft gehalten; bis er endlich von dem kaiserlichen Reichsverwalter in Steiermark, Grafen Meinhard von Görz, im September 1249 wieder ledig gemacht worden ist.

Was von allen diesen Begebnissen, welche den Worten Ulrichs selbst gemäß erzählt worden sind, Wahrheit, historisches Begebniß, und wie viel davon Dichtung sey: zu zeigen, was ein edler Ritter wahren Geistes einer auserwählten Dame zu Liebe zu vollbringen und zu ertragen bereit seyn müsse, wollen wir nicht entscheiden. Ulrichs Name kömmt während der bezeichneten Epoche in vielen vaterländischen Urkunden, und zwar selbst auch in Geschäften des öffentlichen Lebens, J. 1224, 1231, 1232, 1237, 1238, 1239 vor. Am 1. Juli 1242 erscheint er im Lager und im Kampfe H. Friedrich des Streitbaren gegen die Tartaren zu Chlobek an der Waag, mit Grafen Luitold von Blaien, Bernhard von Potenstein, Hein-

rich von Liechtenstein, Ulrich von Hohenberg und vielen anderen Edelherrn aus Oesterreich und Steier ¹⁾. Im Jahre 1245 hält er als Stellvertreter des Herzogs Friedrich offenes Gericht im Lande umher, wo er zugleich als Truchseß (Dapifer) erscheint. Indessen scheint um das Jahr 1250 sein bisher romantisch-ritterliches Leben umstimmt und einer thätigen Theilnahme an den öffentlichen Begebnissen und Geschicken der Steiermark zugewendet worden zu seyn. Als in den Jahren 1251—1253 die Stände von Oesterreich und Steiermark sich um einen anderen Landesregenten umsahen, stand Ulrich an der Spitze jener Partei in Steier, welche meinten, man solle den landhandvestlichen Bestimmungen gemäß mit den Oesterreichern gemeine Sache machen ²⁾. — König Bela IV. hatte sich zwar alle Mühe gegeben und zu diesem Zwecke auch durch den von ihm mit hohen Geldsummen erkauften Dietmar von Weiffeneck dahin wirken lassen, um alle Parteien in Steiermark für seine Ansichten und Pläne zu gewinnen. Ulrich von Liechtenstein aber widerstand mit Festigkeit ³⁾. — Im Kriege zwischen Erzbischof Ulrich von Salzburg und dem abgesetzten Metropolit, Herzog Philipp von Kärnten, leistete (J. 1258) Ulrich von Liechtenstein als hochstiftlicher Lehensträger dem Ersteren thatenreiche Hülfe mit vielen anderen Steirerherren ⁴⁾.

Als Zeuge in Urkunden lesen wir unsern Ulrich 10. Februar 1250 in Bonstorf; 1. Jänner und 11. Februar 1251 in Wien und in Bonstorf; 17. Mai 1253 in Leoben in Geleitschaft des Böhmenkönigs Ottokar, und wieder am königlichen Hofe 10. März 1260 in Wien mit dem Landeshauptmanne Wocho von Rosenberg; in der Gerichtstaidung zu Marburg 1. August 1261; im Gerichte zu Grätz 10. December 1262; im gleichen Geschäfte wieder zu Grätz 21. April 1265; und weiters noch in den Jahren 1268, 1269, 1270, 1272, wo er noch den Titel eines Marschalls und Richters von Steiermark trug (Marschalchus et iudex Styriae). Im Jahre 1268, als des K. Ottokar tyrannische Herrschaft allgemeines Mißvergnügen in Steiermark und bedenkliche Gährung hervorbrachte, bezeichnete Friedrich von Pettau neben anderen Landesedlen auch Ulrich von Liechtenstein als einen Häuptling geheimer Verschwörung

¹⁾ Fejer. Cod. Hung. IV. I. 245—246.

²⁾ Ottokar von Horneck, p. 31—32.

³⁾ Ebendasselbst, p. 32.

⁴⁾ Ebendasselbst, p. 54.

gegen die böhmische Regierung. Auch Ulrich wurde mit den Uebrigen nach Breslau beschieden, wo er sich erbot, durch das Gottesurtheil des Zweikampfs die Lügenhaftigkeit des Pettauers zu erweisen ¹⁾. Demungeachtet verbannte die argwöhnische Tyrannei auch ihn zur gefänglichen Haft auf das Felsenschloß Klingenberg, wo er fern von der Heimat und Familie sechs und zwanzig Wochen schmachten und endlich mit seinen väterlichen Burgen, Frauenburg, Murau und Liechtenstein seine Freiheit erkaufen mußte, von denen Murau und Liechtenstein auf K. Ottokars Befehl niedergerissen worden sind ²⁾. Und als sie aus der Kerkerluft dem argwöhnischen Könige vorgestellt wurden, bewährte vorzüglich Ulrich von Liechtenstein durch seine Haltung in abgeschornem Barte, neuen, reinen Prunkkleidern, heiterer Stimmung und Rede, einen weltflugen Geist. — Der weise Ulrich wußte auch dem Drange der Gewalt einstweilen flug nachzugeben und auf den wahren Zeitpunkt duldsam zu warten. Sogleich kam er daher bei K. Ottokar wieder zu Gnaden; und auf dem Zuge des Königs im Jahre 1270, um Kärnten, Krain und die windische Mark in Besitz zu nehmen, trug er im Heere die Würde eines königlichen Marschalls ³⁾.

Ulrich von Liechtenstein gründete im Jahre 1272 die schöne Johanniskapelle auf Seckau, welche erst im Jahre 1277 von seinem Sohne Otto vollendet worden ist.

Ulrich hatte sich frühzeitig mit einem Edelfräulein, Bertha, ungewiß jedoch aus welchem Stamme entsprossen, vermählt. Unter vier Kindern aus dieser Ehe werden Otto und Dietmar insonderheit in Urkunden namentlich erwähnt.

Nach Angabe des Seckauer Todtenbuches scheint Ulrich (Udalricus senior de Liechtenstein) am 26. Jänner 1275 oder 1276 gestorben zu seyn; denn in einer Urkunde des Sohnes Otto vom 6. Jänner 1277 wird er schon als verstorben erwähnt. Der Sterbetag seiner Gemahlin, Bertha, findet sich in demselben Todtenbuche auf den 5. März bezeichnet.

Daß Ulrich seine dichterischen Zeitgenossen Herrand von Wildon, Ottokar von Horneck, die von Schärfsenberg, Stadeck und Souneck gekannt habe, ist natürlich vorauszusetzen; unbekannt je-

¹⁾ Horneck, p. 96.

²⁾ Ebendasselbst, p. 96—97.

³⁾ Ebendasselbst, p. 101—102.

doch ist es, in welcher besonderen Verbindungen er zu ihnen gestanden ist.

Von Ulrich von Liechtenstein haben wir folgende zwei dichterische Werke: Frauendienst und Frauenbuch (der Itwiz überschrieben). Er bekennt sich selbst als Verfasser derselben und gesteht insbesondere, daß er Ersteres auf Verlangen seiner geliebten auserkornen Dame geschrieben habe ¹⁾. Er begann und vollendete es wohl erst zwischen dem sechs und vierzigsten und fünfzigsten Lebensjahre, nachdem er schon vier und dreißig Jahre Ritterschaft gepflogen hatte (J. 1255 ungefähr) ²⁾. Aus Ulrichs eigenen Worten scheint es, daß er auch die Schlacht an der Leitha gegen die Ungarn und den Tod des Herzogs Friedrich des Streitbaren im Kampfe am St. Veitstage des Jahres 1246 in einem eigenen größeren Werke dichterisch geschildert habe. Der Verlust dieses Werkes ist nicht genug zu bedauern. Der Frauendienst ist eine epischlyrische Dichtung und scheint von den Grundideen beseelt zu seyn, was ein edler Ritter seiner auserkornen Dame zu Lieb und Ehre ritterlich zu vollbringen, zu opfern und zu leiden rüstig, und wie sein Herz und Mund stets und allein nur von der Zärtlichkeit, von den Tugenden und von dem Lobpreise derselben voll seyn müsse. Wir haben den Inhalt dieser historisch dichterischen Erzählung bereits oben umständlicher angegeben und hier nur noch beizufügen, daß sie zugleich von lyrischen Liedern eines, von den Vorzügen, von dem Preise und Genuße einer auserwählten edlen Dame ganz hingerissenen, überschwellenden, überglücklichen ritterlichen Gemüths durchzogen und geschmückt sey. — Das zweite Werk, Frauenbuch betitelt, enthält ein Gespräch zwischen Ritter und Dame über die wechselseitigen Wünsche der Männer und Frauen gegen einander; wobei manche Härten beider Geschlechter scharf bezeichnet und gegeißelt werden. — Ulrich kömmt durch Naturdrang zur Poesie und zum Dichten, wie die Vögel des Haines zum Singen; und gewöhnlich sind es die Lieblichkeit der Maizeit und der blumengeschmückte Sommer, welche seine Phantasie und Gefühle in dichterischen Gestaltungsschwung erheben ³⁾. Sein dichterischer Vortrag ist reich an Personifizirungen der Natur im Ganzen und ihrer einzelnen Erscheinungen und Kräfte, seines eigenen Denkens

¹⁾ Ulrich von Liechtenstein. Herausgegeben von Lachmann, 1841. p. 592.

²⁾ Ebendasselbst, p. 571.

³⁾ Ebendasselbst, p. 407, 411, 382, 388, 523—524.

und Fühlens, seines Herzens und Sinnes im Gespräche mit seiner Persönlichkeit, selbst der Worte seiner geliebten Dame, der Minne, der Ehre und der Sage oder Klatscherei (Frou Melde) ¹⁾; er ist reich an Anspielungen auf theils bekannte, theils unbekannte Geschichten und Personen der griechischen sowohl als altgermanischen Mythe, theils auch der biblischen Begebnisse; auf Tantalus, auf den weisen König Salomo, auf Alexander, auf Parzival und den heiligen Gral, auf K. Artus Tafelrunde, auf Isalde und Tristram und auf Feraviz Antschebin und Kroffel von Persien aus orientalischen Mythen ²⁾; wodurch Ulrich eine für seine Zeit bedeutende Belesenheit eines gebildeten Mannes bewährt; er ist belebt durch Vergleichen, entnommen dem Umlaufe der Natur, wie Schönheit und Güte der Frauen mit der Sonne, mit dem Lichte, mit dem Mai, mit dem Sommer, mit den Blumen, mit Engeln, mit dem Himmelreiche selbst ³⁾; das Heransprengen der Ritter im Turniere mit dem Schusse des Falken unter die Vögel, mit der Windsbraut ⁴⁾, die Schaaren der Ritter in bunten gestickten Wappenröcken, Satteldecken, farbigen Fähnlein und Schildern, in glänzenden bebuschten Helmen und Harnischen mit blumichten Wiesen, gewaschen in frischem Thau ⁵⁾, ja seine eigene poetische Stimmung und die derselben entströmten Lieder mit dem erwachenden Mai, mit den von süßen Vogelgesängen ertönenden Haine ⁶⁾. Mit besonderer Vorliebe und mit Beredsamkeit bis ins Kleinste schildert Ulrich das damalige Ritterwesen, die geschmückten Helme, die glänzenden Harnische und Eisenhosen, die farbigen gold- und silbergestickten Wappenkleider, Sattel und Pferddecken, Speere und wappengezierte Schilde, die Vorgänge bei Turnieren, Buhurd, Stechen, Tjostiren und allen ritterlichen Schauzügen; und würdig diesen gewühl- und lebensvollen Gemälden an die Seite gestellt werden dürfen die so vielen, in allen Wiederholungen süßen, in neuen Wendungen überraschenden, unerschöpflich emporquellenden, und in Glut der Leidenschaft wallenden Schilderungen von Frauen-Schönheit, Zucht, Güte, Milde und allen weiblichen Tugen-

¹⁾ Frauendienst, p. 134—136, 142—154, 476—479, 47—48.

²⁾ Ebendasselbst, p. 49, 458.

³⁾ Ebendasselbst, p. 98, 397—519, 368, 472—573.

⁴⁾ Ebendasselbst, p. 92.

⁵⁾ Ebendasselbst, p. 68.

⁶⁾ Ebendasselbst, p. 97.

den ¹⁾, so daß alle zusammen ein großes naives Gemälde seiner unauslöschlichen Leidenschaft für eine Dame, welche seine Verehrung und Liebe nicht entsprechend erwidert, bilden. Vorherrschend zeigen sich auch Ulrichs religiöse Ansichten und Gefühle. In Gottes Namen hebt er sein Gedicht an; bei Gott und Seligkeit betheuert er; Gott bewahre, Gott segne und schütze! sind bei ihm wiederkehrende Wünsche; und seine wirklich ausgeführte Pilgerfahrt nach Rom, so wie der Vorsatz einer Wanderung ins heilige Land des Orients sind die Bürgen des Ernstes und der Tiefe dieses romantischen religiösen Gefühls. Dieses erscheint nun auch in stäter Begleitung von Ehre, Zucht und moralischem Ernste, mit Haß und Abscheu vor Roheit, Feigheit, List, Ehrlosigkeit, Unritterlichkeit, wilder Gewalt und geflohlenem Raube ²⁾, aber auch im gerechtrichtenden Lobpreise edler Männertugenden: des Verstandes, der Weisheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Bildung, Zucht, Biederkeit, Milde und Herablassung. Ulrich zeichnet sich aus in Charakterisirung einzelner Personen, als scharfsinnigen Beobachter menschlicher Natur und Sitten in ihren Vorzügen, Härten und Fehlern ³⁾, mit edler Freimüthigkeit, aber auch mit wohlwollender Bescheidenheit, da er die selbst bewährte Ritterlichkeit mit wenig Worten nur berührt, umständlicher aber den Ruhm Anderer preist und in naiver Klarheit sich selbst an des Buches Ende entschuldigt, die eigenen Thaten besungen zu haben ⁴⁾. Naivität ist der vorherrschende Charakter vieler Schilderungen, wie die Kleidung und Haltung in Gang und Geberde als Königin Venus bei öffentlichem Erscheinen, beim Opfergange in der Kirche während der gesungenen Messe; wie er auf der Fahrt als König Artus die Ritter zur Tafelrunde auswählt, Hofämter zutheilt und diesen neuen Ministerialen, selbst dem Landesherrn Herzog Friedrich dem Streitbaren, Burgen, Ländereien und Leute zu Lehen für diese Dienstmannschaft verspricht ⁵⁾, und in lyrischen Herzensergüssen über geheime Umarmungen zweier Liebenden. Manche dieser Lieder zeichnet ungemeine Heiterkeit, Annehmlichkeit und sinnlich-lei-

¹⁾ Frauendienst, p. 178—179, 384—386, 517—522, 572—574.

²⁾ Ebendasselbst, p. 583—584.

³⁾ Ebendasselbst, p. 571.

⁴⁾ Ebendasselbst, p. 593.

⁵⁾ Ebendasselbst, p. 466, 511—513.

denſchaftliches Feuer aus ¹⁾. In den Gefühlen des Verlangens, der Sehnsucht nach der Liebe und Gunst ſeiner Dame, und im Schmerze der Verſchmähung und Täuſchung iſt Ulrich ſehr ſentimental und tief rührend ²⁾. Das ſchöne Lied im Zweigeſpräche, was Minne ſey, überrascht durch unerwartete Wendung ³⁾. Seine Darſtellung iſt endlich durchaus in Leichtigkeit und Klarheit, ſelbſt in allen Zuſammenziehungen und Elifionen dahin fließend, mannigfaltig kunſtgerecht in den einzelnen Sangweiſen Wiſe, Tanzwiſe, Uzreiſe, Leich, Reye u. ſ. w. ⁴⁾ deren er acht und fünfzig neue hinzugefügt zu haben ſich rühmt ⁵⁾. Ulrichs deutſche Sprache vergnügt ungemein durch klare Reinheit, Selbſtſtändigkeit und Wohlklang. Als Belege und Beiſpiele unſerer Landeſſprache im dreizehnten Jahrhunderte haben wir ſchon oben einige Schilderungen und lyriſche Lieder dieſes wackeren Dichters angeführt. — Anders, und nachtheiliger als wir, beurtheilt Gervinus den Inhalt und Werth der Gedichte Ulrichs von Liechtenſtein ⁶⁾. Auf die Härten in Denkweiſe und Sitten des dreizehnten Jahrhunderts in der Steiermark haben wir oben ſchon hingedeutet und die Belege dazu aus Ulrichs Schriften genommen. Wir bleiben bei unſerem Urtheile, welches wir eben auch aus Ulrichs Gedichten zu begründen bemüht geweſen ſind.

Herrand von Wildon. Eine Reihe vaterländiſcher Urkunden, von dem Jahre 1150 bis 1293, enthält vier Edelherren von Wildon, mit dem Namen Herrand. Herrand I. erſcheint ungefähr vom Jahre 1150 bis 1200. Von Herrand II. wird in Urkunden von den Jahren 1200 geſagt, daß ſein Vater Herrand, der Großvater aber Ulrich geheißten habe (Pater Herrandus, avus Ulricus). Dieſem Herrand den II. werden in den Jahren 1203 — 1217, 1260 — 1265 als Söhne zugeſchrieben: Hartnid, Ulrich und Riutold. Von Ulrich ſtammt wieder ein Sohn Herrand III. (S. 1245 — 1248, Filius ejus Herrandus), und wenn er mit dem älteren Ulrich (Ulricus ſenior) in Urkunden von den Jahren

¹⁾ Frauendienſt, p. 409, 411—413, 415—417, 429—430, 446—447, 449.

²⁾ Ebendaſelbſt, p. 303—306, 382—394, 399—401.

³⁾ Ebendaſelbſt, p. 434—436.

⁴⁾ Ebendaſelbſt, p. 431—434, 443—445.

⁵⁾ Ebendaſelbſt, p. 592.

⁶⁾ G. Gervinus Geſchichte der poetiſchen National-Literatur der Deutſchen, I. Theil, p. 339—342.

1282, 1284, 1293 eine und dieselbe Person ist; so hatte er noch einen zweiten Sohn Ulrich gehabt (Herrandus et Ulricus, juniores fratres de Wildonia) ¹⁾. Herrand II. und Herrand III. erscheinen demnach als Söhne vom Wildoneredelherrn mit Namen Ulrich. Insgemein wird Herrand II. als der Dichter bezeichnet. Wir sind jedoch über die Jugendgeschichte und über den Bildungsgang dieses Edlen gar nicht unterrichtet und vermögen nur Eini- ges von seinen Geschicken im öffentlichen Leben zu bezeichnen. Er erscheint hier immer in Gesellschaft Ulrichs von Liechtenstein. Im Kriege zwischen den Salzburgermetropolitcn Ulrich und Philipp leistete Herrand von Wildon dem Ersteren thätigen Zuzug; ihn selbst aber zwang eine unvermuthete Krankheit vom Heerzuge weg- zubleiben, wie Horneck versichert ²⁾. Im Jahre 1268 bestand er, wegen geheimer Verschwörung angegeben, vor dem tyrannischen König Ottokar mit Unererschrockenheit und Kraft. Er forderte Friedrich den Pettauer zum Zweikampfe als Gottesgericht im Angesichte des Königs heraus ³⁾. Demungeachtet aber mußte auch Herrand mit den andern steirischen Edelherrn das Loos bitterer Kerker- schaft auf der Burg Nischhorn an der Schwarza in Mähren thei- len und sich endlich mit Opferung seiner Besten Eppenstein, Pri- marsburg und Gleichenberg, welche Letzten Beide zerstört wurden, die Freiheit und das Wiedersehen der geliebten Heimat erkaufen ⁴⁾. Bei der Vertreibung der böhmischen Burgvögte aus dem Lande im Jahre 1276 bewährte sich Herrand von Wildon mit seinem Bruder Hartnid ungemein thätig und mannhaft ⁵⁾. Aus den Be- richten Hornecks zu schließen, hatte Herrand von Wildon neben seinem Bruder, dem Landesmarschall Hartnid, keinen Antheil mehr an der Entscheidungsschlacht gegen K. Ottokar auf dem Marchfelde, 26. August 1278, genommen ⁶⁾, wie auch bei allen späteren Be- gebnissen in der Steiermark nur Hartnid von Wildon thätig er- scheint ⁷⁾. Man darf daher wohl annehmen, daß der Dichter Her-

1) Wir werden dies bei der Aufzählung der Edelgeschlechter des Landes nach- weisen.

2) Horneck, p. 64.

3) Ebendasselbst, p. 96.

4) Ebendasselbst, p. 96—97.

5) Ebendasselbst, p. 131.

6) Ebendasselbst, p. 135.

7) Ebendasselbst, p. 483, 484—488, 502, 521—524.

rand von Wildon im Jahre 1278 nicht mehr am Leben gewesen sey. Er starb um das Jahr 1278. — Durch den gelehrten Custos des Ambraser-Kabinetts, Joseph Bergmann, kennen wir von ihm 4 poetische Erzählungen, welche von seinem Verstande und von weicher Gemüthlichkeit sprechendes Zeugniß geben. Die getreue Gemahlin (Diu getriuwe Cone) erzählt die Geschichte eines Ritters, welcher eine schöne treue Frau hatte, die ihren Mann, ob er gleich klein war und alt aussah, doch zärtlich liebte. Diesem wurde einst in einem Kriege ein Auge ausgestochen und er dadurch so entstellt, daß er beschloß, nimmermehr zu seiner schönen Frau zurückzukehren, sondern fern von ihr ein kümmerliches Leben zu führen. Mit dieser Botschaft sendete er seinen Neffen heim. Die treueregebene Gemahlin sticht sich hierauf selbst mit einer Schere auch ein Auge aus, um sich ihrem geliebten Manne gleich zu machen. Auf die Kunde einer so beispiellosen Anhänglichkeit eilt der Ritter sogleich in die Arme dieses liebenden Weibes zurück. — Die aus Italien, wahrscheinlich über die südlichen Alpen heraufgebrachte Mähre „der verkehrte Wirth,“ erzählte Ulrich von Liechtenstein seinem Dichtersfreunde Herrand von Wildon, der sie sodann in Reime brachte. Eine schöne ungetreue Frau, die einen alten Ritter zum Manne hatte, läßt eine an ihre Zehe gebundene Schnur mit einem Ringe als verabredetes Zeichen für einen benachbarten Ritter, von einem Erker, wo sie schlafen, in den Garten hinabhängen. Diese Schnur, welche dem Manne über den Fuß geht, gewahrt derselbe, zieht sie an sich, findet den Ring, läuft voll eifersüchtigen Verdachtes hinab, ergreift den schon harrenden Ritter und übergibt ihn seiner Frau, die, aus dem Schlafe aufgestört, betroffen herbeigekommen war, bis er Licht geholt hätte. Statt dieses Ritters aber übergibt sie ihm, als er mit dem Lichte gekommen war, einen Esel zurück; und steht durch ein erkauftes Weib, das an ihrer Statt beim Bette in der Dunkelheit sich von dem erzürnten Manne schlagen und die Haare abschneiden läßt, in Allem unschuldig da; und sie wird von dem Manne für sein arges Zeihen und für die vermeinten Schläge mit einem schönen kostbaren Mantel begütigt. Der ganze Vorfall wurde von dem, um den versprochenen Geldlohn, einem Pfunde Pfennige, betrogenen Weibe ausgeplaudert und auf solche Weise allbekannt. — Die dritte Erzählung „von dem blozen Keiser“ enthält die bekannte Mähre von dem Könige im Bade, in alten reimlosen deutschen Chroniken. — Die vierte Erzählung ist eine Fabel „von der Katzen.“

Ein Kater verachtet voll Stolz und Dünkel die Katze, seine Frau, verläßt sie und wirbt um eine andere, die ihm an Macht und Vortrefflichkeit gleich käme oder überlegen wäre. Er geht zur Sonne; diese verweist ihn aber an den Nebel, der ihr Licht verdunkelt; der Nebel an den Wind, der ihn vertreibt; der Wind an die alte windfeste Mauer; die Mauer an die zernagende kleine Maus; und die verweist ihn zitternd an die Frau Katze. Beschämt kehrt er heim, bittet sie um Verzeihung und gelobt fortan eheliche Treue. Wenn die einfache Lehre dieser Fabel ist: „Jeder soll mit dem, was ihm von der Natur angewiesen ist, zufrieden seyn!“ so gibt ihr unser Herrand von Wildon folgende gesuchte, politische Deutung: „Es soll jeder mit seinem Herrn zufrieden seyn; denn geht er zu einem Fremden, mag er auch höher seyn, als der erste, so muß er sich erst dessen Huld erwerben; und je mächtiger der Herr ist, desto verachteter der Diener!“ Ob nun der Dichter damit auf den Wechsel der Landesherren in Steiermark, an welchem die mächtigen Herren auf Wildon so thätigen und verhängnißvollen Antheil genommen hatten, anspiele? — dürfte sehr zweifelhaft bleiben.

Wo und bis zu welcher Begründung und Vollkommenheit man die Heilkunde und die wundärztliche Gewandtheit studirt und sich eigen gemacht habe, kann aus vaterländischen Urkunden nicht nachgewiesen werden. So wie diese aber einige Winke geben von dem Bestehen heilkundiger Doktoren und Wundärzten in verschiedenen Gegenden der Steiermark; eben so erhellt aus den vaterländischen Ergebnissen, daß beide, Heilkunde und Wundarzneikunst, auf eben nicht gar hoher Vollkommenheitsstufe gestanden seyen Graf Aribone von Leoben, der Mitgründer des Stifts Göß, vom Schlagflusse gelähmt, scheint mehrere Jahre in diesem Zustande gelebt zu haben, ohne daß ihm Kunst und Wissenschaft der damaligen Aerzte Hilfe und Linderung zu schaffen wußten ¹⁾. Als Herzog Leopold der Tugendhafte beim großen Turniere in Grätz mit dem Pferde gestürzt war und sich beim Falle den Schenkel gebrochen hatte, scheint man die Amputation gefürchtet oder wenigstens die Symptome, welche nach bestimmtem Verlaufe eine Amputation forderten, nicht gehörig verstanden zu haben, so daß der erlauchte Leidende frühzeitig durch den Brand dem Tode verfallen mußte.

¹⁾ Aribone, quamvis a paralyti tacto, tamen ex lege, quantum potuit, annuente. Dipl. Styr. I. 10—11.

Als Herzog Albrecht I. bei der Tafel in Judenburg vergiftet werden sollte und die Heilmänner aus seinem plötzlichen Unwohlseyn und dessen Symptomen auf Vergiftung schlossen: wußten sie, um das Gift aus dem Körper zu bringen, kein anderes Mittel, als ihn längere Zeit bei den Füßen aufgehangen zu halten; durch welche Heilmethode der erlauchte Herzog zwar beim Leben erhalten worden ist, die Geschicklichkeit und Kenntnisse seiner Aerzte aber mit stets entzündeten Augen bis zu seinem Lebensende bezahlen mußte. Die vaterländischen Urkunden nennen J. 1180 den Adelhard (Physicus), Leibarzt H. Ottofars VIII.; J. 1190 den Arzt Otto (Medicus); J. 1244 den Meister Konrad (Physicus); J. 1249 den Meister Heinrich (Physicus); und J. 1293, 1296 die Aerzte: Meister Thomas (Physicus) und Meister Ulrich in der Gegend von St. Gallen im Walde (Medicus ad S. Gallum in Sylva); Wolfram, Chirurg (Cirurgicus) in Marburg ¹⁾. — Unterrichtete und gewandtere Aerzte scheinen in den Städten und bevölkerteren Ortschaften vorhanden gewesen zu seyn, vorzüglich in Grätz, wo die marktgräfliche Pfalz mit dem Hofstaate war, und wo im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte schon mehrere Edelherren Häuser besaßen hatten. Ulrich von Liechtenstein hatte einen übelgestalteten Mund mit drei Lefzen. Darüber wies die von ihm erforne Dame alle seine Anträge zurück. Da eilte er sogleich nach Grätz, um sich dort von einem geschickten Chirurgen operiren und seine Lippen gestaltiger machen zu lassen. Die Operation unternahm der Arzt jedoch nur im Maimonate. Er wollte Ulrichen dabei festbinden; dieser aber hielt alles Schneiden frei und standhaft aus. Mit einer grünen Salbe, welche sehr starken Geruch hatte, wurde die Wunde täglich eingestrichen; die Heilung ging vor sich, und die Operation zeigte sich gelungen. Im Frauendienste schreibt Ulrich von Liechtenstein darüber, wie folgt: Ich sprach: geselle mîn, sich dà. der lefse, der ich drie hân, der wil ich einen sniden dân. — — Ze Graez sâ in daz Stirelant dà ich vil guote meister vant. dem besten tet ich al zestunt gar allen mînen willen kunt. Er sprach 'ez ist nu gar enwiht: ich snid iuch vor dem maien niht. kumt ir mir in dem maien her, bi mînen triwen ich iuch wer, ich mach iu iuern munt alsô, daz ir sîn sît von Schulden vrô. der dinge ich gar ein meister bin: ich hân dar zuo vil ganzen sin. Dô reit ich aber frowen sehen. den winder gar daz was geschehen, biz daz der sùeze sumer

¹⁾ Admonter-Urkunden und Admonter-Saalbücher. II. 195. IV. 272, 299. — Dipl. Styr. II. 211. — Reiner-Urkunde, J. 1293.

quam und daz der winder ende nam. dô hört ich singen vögelin: ich gedâht. 'sîn mac zît sîn, daz mîn lip sol ze Graeze varn. got müeze mich alda bewarn.' Sâ reit ich hin in gotes pflege. mir widerfuor ûf mînem wege, seht, mîner vrowen kneht, den ich erkande wol: er kand ouch mich. er frâgte wâ ich wolde hin, und war zen zîten waer mîn sin. 'geselle, daz wil ich dir sâgen, vremdiu maere nicht verdagen. Nu wize, ich pin vil wol gesunt, und wil mich machen gerne wunt. man sol ze Graeze snîden mich.' der knappe guot der segent sich und sprach 'nu herre, sagt mir wâ.' ich sprach 'geselle mîn, sich, dâ. der lefse, der ich drie hân, der wil ich einen sniden dan.' 'Und ist ez wâr, sô helf iu got. sô sprich ich wol âne allen spot, ez ist ein wunderlîch geschicht. sîn weiz, ich waen, mîn frowe nicht: der wil ichz sagen durch wunder grôz. got weiz wol, ir sît sinne blôz, daz ir iuch wâget sunder nôt. ir müget dâ von geligen tôt.' — Nu sag ez swem du wil für wâr: ich bin sîn in dem willen gar: ez muoz ûf dirre vart geschehen.' 'en triwen sô wil ich ez sehen, mag ez in iuren hulden sîn: und wil ouch sagen der vrowen mîn daz ir mich welt dâ bî iu hân, ze schowen wie iu wirt getân.' Do reit ich hin, und reit auch er, hin ze Graez: dar stuont min ger; da ich sâ mînen meister vant. der underwant sich mîn zehant. eins mântagn morgens harte fruo greif er mit sînem snîden zuo. er wolt mich binden, ich wolt niht. er sprach 'dâ von iu schad geschicht. Und rüert ir iuch als umb ein hâr, ir nemt sîn schaden, daz ist wâr.' ich sprach 'daz wirt von mir vermiten. ich pin dâ her zuo iu geriten vil willeclîchen durch mîn nôt: und sold ich von iu ligen tôt, dês wâr man siht mich wenken niht, swi wê sô mir von iu geschicht.' Mîn vorhte was zewâre kranc. ich saz vor im ûf einer banc: er nam ein scharsach in die hant, und sneit den munt mir al zehant. hin ob den zenden er durchsneit; daz ich vil senfteclîchen leit. daz sniden alsô gar ergie, daz ich dâ von gewancte nie. Er het mich meisterlîch gesniten: daz het ouch ich manlîch erliten. der munt mir al zehant geswal groezer vil denn ein sleipal. der wunden tet er dô ir recht. daz sach gar mîner vrowen kneht. er sprach zuo mir 'mügt ir genesen, sô pin ich gerne hie gewesen. Dô ich nâhste von iu reit, und daz ich mîner vrowen seit, daz man iuch wolde snîden hie, daz wolt si mir gelouben nie. si sprach alsô, 'er tuot sîn niht: mîn munt für wârheit dir des giht. ez diht mich tumplich gâr getân, wold er sich alsô sniden lân. Nu hab ichz allez recht gesehen, waz an iu wunders ist geschehen: nu wil ich hinne von iu varn. der rîche got müez iuch bewarn und mache iuch kürzlich wol gesunt. ich wil tuon mîner vrowen kunt, daz man den munt iu hât gesniten und ir daz manlîch habt erliten.' — 'Du solt von mir der vrowen dîn niht sagen wan den dienst mîn; ichn tar mêr enbieten ir. wan swem du wil, dem sag von mir, swaz hie erliten hât mîn lip, daz si geschehen durch ein wîp, diu sprach mir stüend mîn munt niht wol; dâ von ich

disen smerzen dol. Der diene ich alsô mîniu jâr (daz sag von mir wol offenbâr) swaz sô ir an mir missehaget, dem ist von mir gar widersaget. geviel ir niht mîn zeswiu hant, ich slüeg si ab bi got zehant. ich wil dâ von niht sprechen vil: ich wil doch niht wan daz si wil.' Sus reit der knappe von mir dan. hie lag ich als ein wunder man wol sehsthalp wochen oder mê. mir was wol, mir was wê: wê dâ von, mîn lîp was wunt: sô was mîn herze wol gesunt. der minne twingen twanc mich sô, daz mir was wê, und was doch frô. Ich was et vrô, swaz mir geschach. von hunger grôzen ungemach und ouch von durste den leid ich. ich kunde pringen niht in mich. zend und munt mir tâten wê. ein salb noch grüener denn der klê streich man mir in mînen munt: diu stanc alsam ein fûler hunt. Sô mich des lîbes nôt betwanc daz ich az od daz ich tranc, diu salbe gar dann in mich gie; dâ von mîn lîp den smac gevie. daz trinken ezen widerstuont mir: sô tet ich als die tuont die vor siechtuom ouch ezent niht: des wart mîn lîp vil gar enwiht. Ich han iu nu genuoc geseit, wie ich durch mîne frowen sneit mînen munt: nu sült ir mê hoeren wiez fürbaz ergê. ze Graez ich alsô lange was, unz daz mîn lîp vil wol genas: dô rait ich danne sâ zehant mit freuden da ich mîn niftel vant ¹⁾).

Von Krankheiten und Seuchen, welche in der älteren Epoche des Mittelalters im Lande sich vorherrschend zeigten, sind nur wenige Andeutungen und gänzlich ungenügende Schilderungen in Documenten überliefert worden. Chroniken und Urkunden bezeichnen sie gewöhnlich als Pestseuchen (Pestis, Pestilentia) unter Menschen und Vieh, und vorzüglich, seit der allgemeineren Verbreitung durch die aus dem Oriente zurückgekommenen Kreuzfahrer, den Aussatz (Lepra, Elephantiasis) in den verschiedensten Graden und Formen. Man hielt dieses Uebel für gänzlich unheilbar, oder man verstand nicht, es zu heilen. Daher fast bei jedem Stifte ein Spital errichtet und unterhalten worden ist, um vorzüglich unglückliche mit solchen Aussatzkrankheiten (Leprosi) Behaftete unterzubringen und zu pflegen; worüber wir schon oben einige Andeutungen gegeben haben. Ulrich von Liechtenstein schildert eine Scene, wie derlei ekelhafte Kranken die gastfreundlichen Thüren der Burgen und Schlösser täglich umlagerten und an der frommen Wohlthätigkeit Erquickung gefunden haben, folgendermassen: Dô gie ich für die burc zehant, dâ ich vil armer liute vant: der saz dâ âne mâzen vil. für wâr ich iu daz sagen wil, wol drîzic ûzsetzen oder mê da sâzen, den ir siechtuom wê tet. ir suht si sêre twanc: mit gruo- zem siechtuom maneger ranc. Dô muost ich zuo in sitzen gan (daz het ich doch vil gerne lân: dar wîst mich der geselle

¹⁾ Ulrich von Liechtensteins Frauendienst, p. 24 — 28.

mîn), sam ich unkreftic solde sîn. dâ gruozten uns der siechen schar mit grôzem snöuden, daz ist wâr. vil ungesund ir maneger was. dâ saz ich zuo in in daz graz. Dô wir gesâzen zuo in dâ, si vrâgten alle gemeine sâ von wann wir waeren dar bekommen. diu vrag mir leide was vernomen. ich sprach 'wir sin swên geste hie: wir kômen bêde her noch nie. uns riet her unser armuot, ob uns hie iemen taete guot.' Si sprâcheu 'ir sît recht her komen. wirn wizzen ob irz habt vernomen: diu husfrowe iezuo siech hie lît; dâ von man uns vil oft hie gît pfenninge unde spîse genuoc. ein juncfrowe iezuo vor iu truoc uns her brôt und dâr zuo wîn. daz immer saelic müeze sîn. West man iuch hie, geloubet daz, man gaebe iu her für eteswaz. ir mügt wo klopfen unde biten nâch unser armer liute siten. man gît iu her für wîn und brôt, dâ mit ir bûczt des hungers nôt. und gît man iu hiut pfenning niht, für wâr ez morgen doch geschicht ¹⁾.'

Sâ dô diu juncvrou von mir quam, spîse und trinken ich sâ nam, zuo den ûzsetzen ich ez truoc. ich sprach 'uns hât mîn vrowe genuoc spîse und trinken hiute gegeben. got lâz si lang mit saelden leben. almuosn sô grôz ich nie enpfie: daz wil ich mit iu teilen hie. Swaz ich sîn hie enpfangen hân, daz sül wir gar gemeine hân, dar umb, swann man iu spîse guot gebe, daz daz ir selbe tuot uns.' si sprâchen 'daz sol sîn. man gît uns oft vleisch brot unt wîn: daz teil wir mit iu gar gelîch. wir leben mit iu geselleclîch.' Ze ringe sâz wir alle sâ und satzten in die mitte aldâ die spîse guot und ouch den wîn. ich sach dâ manges hende sîn also daz ichs niht tar gesagen: jâ muoz ichs vil durch zuht verdagen. bî mîner hîfscheit, ez ist wâr, vor unvlât gie ze berg mîn hâr. Mir wart dâ grôz unvlât bekant. die vinger manegem ûz der hant wâr alsô gefûlet abe: als einem der tût in dem grabe gelegen ist wol hundert tage. bî mîner wârheit ichz iu sage, ir âtem als ein hunt dâ stanc als si ir miselsucht betwanc. Mit in muost ich dâ ezen pflegen. ich het des lîbs mich ê bewegen, ê daz ich mit in het dâ gâz, dô twanc mich zuo dem ezzen daz, daz ich der werden vrowen mîn ir êre muoste hûetent sîn. het ich mit in niht gâz aldâ, ich waer für wâr vermeldet sâ ²⁾.

¹⁾ Ulrich von Liechtensteins Frauendienst, p. 330—331.

²⁾ Ebendasselbst, p. 335—336.